

**Jugendliche mit Migrationshintergrund im
Übergang ins Erwachsenenalter –
eine biographische Längsschnittstudie**

*Schlussbericht zuhanden des Praxispartners
Bundesamt für Migration*

DORE-Forschungsprojekt Nr. 13DPD3-120439/1

Luzern, April 2010

Dr. phil. Eva Mey
Dr. phil. des. Miriam Rorato

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Werftstrasse 1
CH-6002 Luzern

Wir danken ganz herzlich allen jungen Frauen und Männern aus der Gemeinde Emmen, die sich trotz ihrem vollen Tages- und Wochenprogramm die Zeit genommen haben, uns im Rahmen meist mehrstündiger Interviews ausführlich aus ihrem Leben zu erzählen. Ohne ihre Bereitschaft und grosse Offenheit wäre diese Studie nie möglich gewesen. Auf ihrem weiteren Weg wünschen wir ihnen alles Gute.

Eine wichtige Rolle spielten für uns die Mitglieder der begleitenden Expertengruppe, der verschiedene Personen aus dem Feld der Jugend- und Integrationsarbeit sowie der Berufsbildung angehörten. Das Projekt von der ersten Idee bis zur Berichterstellung begleitet und unterstützt hat Hansjürg Vogel als Integrationsbeauftragter des Kantons Luzern, Marcus Nauer und Markus Kaufmann von der Gemeinde Emmen boten, nebst anderen, wichtige Hilfestellungen beim Zugang zu den Jugendlichen.

Dem Projektteam von TREE und insbesondere Dr. Sandra Hupka danken wir für den fruchtbaren Austausch und die Einblicke in ihr spannendes Datenmaterial. Dr. Anne Juhasz von der Universität Bochum hat uns in verschiedenen Stadien der Studie sehr wertvolle Hinweise gegeben, für die wir dankbar sind. Ein besonderer Dank schliesslich gilt Prof. Dr. Paul Mecheril von der Universität Innsbruck für seinen sorgfältigen, ebenso kritischen wie anregenden Blick auf unser Tun und Denken.

Zusammenfassung

In den Jahren 2005 bis 2006 wurden 50 Jugendliche aus der Gemeinde Emmen im Rahmen von ausführlichen biographisch-narrativen Interviews über ihre bisherige Lebensgeschichte, ihre aktuelle Lebenssituation und ihre Zukunftsperspektiven befragt. Die Jugendlichen standen damals mehrheitlich im letzten obligatorischen Schuljahr und besuchten unterschiedliche schulische Niveaus. Die meisten sind Söhne und Töchter aus eingewanderten Familien und serbischer, kosovoalbanischer, kroatischer, portugiesischer oder italienischer Nationalität.

Mit 34 dieser jungen Frauen und Männer wurde rund drei Jahre später ein zweites ausführliches Interview über die Veränderungen seit dem ersten Treffen und die aktuelle Lebenssituation geführt. Die Gespräche dauerten zwischen eineinhalb und vier Stunden, wurden auf Tonträger aufgezeichnet, lautgenau transkribiert und auf der Grundlage eines fallrekonstruktiven Verfahrens ausgewertet. Dabei ging es darum, typische Muster und Mechanismen im Übergang ins Erwachsenenleben der jungen Frauen und Männer herauszuarbeiten. Im Fokus des Interesses standen die Prozesse der *beruflichen Positionierung*, das heisst die Prozesse des Übergangs von der obligatorischen Schule in das nachobligatorische Ausbildungs- und Berufssystem, sowie die *sozialen Einbindungen* der Jugendlichen und deren Veränderungen über die Zeit.

Die Gemeinde Emmen grenzt an Luzern, ist städtisch geprägt, zählt gut 30'000 Einwohner/innen und weist mit knapp einem Drittel einen vergleichsweise hohen Anteil ausländischer Wohnbevölkerung auf. Die hier präsentierten Befunde sind für vergleichbare soziale Kontexte gültig, eine Verallgemeinerung der Erkenntnisse auch auf andere Kontexte hat mit der nötigen Sorgfalt zu erfolgen.

Befunde zur beruflichen Positionierung

Die Jugendlichen *investierten viel* in ihre berufliche Platzierung. Insbesondere der Zugang zu einer Lehrstelle wird als Nadelöhr wahrgenommen, das man unbedingt passieren muss, will man nicht von vornherein auf die in unserer Gesellschaft zentrale Quelle von Sinn und sozialer Anerkennung, materieller Sicherheit und Autonomie verzichten. Die Anpassungsleistungen der Jugendlichen umfassten unter anderem hohe zeitliche Investitionen auf Kosten anderer Lebensbereiche (Austritt aus Vereinen, Rückzug aus Kollegenkreisen) und eine hohe Flexibilität bei der Berufswahl.

Die Reduktion ehemaliger Berufswünsche ist ein Prozess, der sich meist über Jahre zurückverfolgen lässt. Die jungen Frauen und Männer stiegen gegen Ende der Schule bereits mit stark reduzierten und der Realität angepassten beruflichen Vorstellungen in die eigentliche Berufsfindung ein. Sie orientierten sich dabei in der Regel an den Berufsbildern, die ihnen aus ihrem nahen Umfeld bekannt sind (ältere Geschwister und Kollegen). Im Lauf der eigentlichen Lehrstellensuche mussten sie ihre Ziele dann in vielen Fällen nochmals (meist nach unten) korrigieren.

Die *Wege*, über die schliesslich Zugang zu einer nachobligatorischen Ausbildung gefunden wurde, sind sehr unterschiedlich, in vielen Fällen führte der Weg über eine *Zwischenlösung* (Brückenangebot, 10. Schuljahr), manchmal auch über eine Phase der Erwerbstätigkeit im ersten Arbeitsmarkt. Auffallend ist, dass rasch vollzogene, nach aussen hin unproblematisch wirkende Übergänge wiederholt zu weniger befriedigenden Lösungen führten als verzögerte, sich über Jahre erstreckende Einstiege.

Die *Brückenangebote* werden von den Jugendlichen in der Regel als wichtige Hilfe wahrgenommen, überhaupt etwas zu finden. Dabei ist den Jugendlichen bewusst, dass dies oftmals nur um den Preis einer Anpassung an die Bedürfnisse eines tendenziell ethnisch und geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarktes gelingt: Sie müssen dort platziert werden, wo allgemein wenig attraktive und wenig beliebte Stellen noch nicht besetzt werden konnten.

Der *Familie* kommt eine entscheidende Bedeutung für das Gelingen des Übergangs zu. Zum einen fanden manche Jugendliche den Zugang zu einer Lehrstelle via familieninternes soziales Kapital (z.B. in einem Betrieb, in dem schon die Schwester die Lehre machte oder der Vater arbeitet). Zum anderen erwies sich die emotionale Unterstützung durch die Familie als zentral. Zwar nennen die Jugendlichen durchaus auch Professionelle, bei denen sie Rat suchen könnten, doch bei stark problematischen und krisenhaften Entwicklungen waren es nach Auskunft der Jugendlichen fast durchgehend ihre Eltern, die sie schliesslich von einem Lehr- oder Schulabbruch abhielten.

Gerade von Jugendlichen, die bereits einen schwierigen Einstieg in die Lehre hatten, wird der *praktische Teil der Lehre* als klar positiver erlebt als die *Berufsschule*. Während im Betrieb selbst dann, wenn die Lehre nicht im erhofften Bereich absolviert werden kann, erste Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung gemacht und geschätzt werden, wird in der Berufsschule bei Problemen sehr viel häufiger Ohnmacht erlebt und wirksame Unterstützung vermisst.

Bei Jugendlichen, die eine *weiterführende Schule* besuchen, verschiebt sich der Einstieg in die Berufswelt nach hinten und damit verbundene allfällige Probleme und Ernüchterungen können zumindest vorerst umgangen werden. Einige der Gymnasiast(inn)en weisen einen hohen Gestaltungs- und Aufstiegswillen auf, andere besuchen die weiterführende Schule mit noch wenig konkreten Anschlussplänen. Mögliche Grenzen sind in Bezug auf eingeschränkte Ressourcen erkennbar (u.a. Notwendigkeit, neben der Schule zu arbeiten oder im Haushalt mitzuhelfen).

Befunde zu sozialen Einbindungen

Die Kontakte zu den Mitschülerinnen und Mitschülern in der Volksschule haben sich *nach Abschluss der obligatorischen Schule* fast durchgehend verloren. In der Regel hatten nur jene Beziehungen Bestand, die nebst der Schule noch in einem anderen Kontext – Verein, Familie, Verwandtschaft – verankert waren. Dies bedeutet auch, dass die in der Schule noch existierenden und gepflegten Kontakte zwischen ausländischen und schweizerischen Jugendlichen nach der Schule keine Fortsetzung finden und statt dessen verwandtschaftlich geprägte Vernetzungen unter Gleichaltrigen zu erhöhter Bedeutung gelangen.

Anders als die Volksschule erweist sich der (*Lehr-*) *Beruf* in der Regel *nicht als Ort und Ausgangspunkt neuer sozialer Vernetzungen* auch über natioethnische Grenzen hinweg. Eine Ausnahme findet sich bei erfolgreichen beruflichen Platzierungen, die von den Jugendlichen als sehr befriedigend erlebt werden: Kommt dem Beruf eine hohe subjektive Bedeutung im Leben zu, werden hier auch eher subjektiv relevante Kontakte geknüpft. Eine Rolle für die geringere Bedeutung des Berufes als soziale Integrationskraft spielt ausserdem schlicht auch, dass sich in manchen Branchen und Betrieben kaum Gelegenheiten bieten, auf Schweizerinnen und Schweizer zu treffen.

In Bezug auf den *Freizeitbereich* fanden sich vielerlei Hinweise auf eine teilweise ausgeprägte Segregation insbesondere im Ausgehverhalten, was nebst den oben beschriebenen Prozessen einer sozialen ‚Entmischung‘ nach Schulende auch auf den erheblich erschwerten Zugang zu Schweizer Clubs und Ausgehlokalen für ausländische Jugendliche zurückzuführen ist.

Familie, Verwandtschaft und herkunftsbezogenen Communities kommt im Leben der Jugendlichen eine hohe Bedeutung zu, deren Relevanz sich zwischen ersten und zweiten Interviews tendenziell erhöht hat. Manche Jugendliche engagieren sich stark im Rahmen ihrer Community und pflegen auch eigenständige Kontakte zu Verwandten oder Gleichaltrigen im *Herkunftsland*. Je nach Zufriedenheit im Beruf stellen herkunftsbezogene und transnationale Einbindungen eine den beruflichen Bereich eher *ergänzende* oder dann eher *kompensierende* Sinnwelt dar. Die Qualität dieser Einbindungen lässt sich damit keineswegs auf einen blossen Ort des Rückzugs reduzieren. Umgekehrt sind aufgrund unserer Befunde gerade transnationale Einbindungen nicht grundsätzlich und unkri-

tisch als ‚Zukunftsmodell‘ moderner Gesellschaften zu interpretieren, sondern auch in ihrer möglichen Funktion als Ungleichheit stabilisierende Momente zu erkennen.

In Bezug auf die *politische Partizipation* ist festzuhalten, dass zum ersten Zeitpunkt noch fast alle Jugendlichen planten, sich später einbürgern zu lassen, dieser Plan in der Zwischenzeit aber mit wenigen Ausnahmen aufgegeben bzw. im Falle eines bereits eingereichten Einbürgerungsgesuchs dieses zurückgezogen wurde. Einzelnen Jugendlichen wurde ihr Antrag abgewiesen, andere warten nach wie vor auf den Bescheid.

Prozesse der Ernüchterung nach Abschluss der Volksschule

Über alle Interviews hinweg ist zwischen dem ersten und dem zweiten Interviewzeitpunkt eine gewisse Ernüchterung der Jugendlichen in Bezug auf ihre Zukunftsperspektiven festzustellen. Der *Verlust des Status als Volksschüler* schreibt sich insofern in die Biographien ein, als mit der beruflichen Positionierung eine gewisse Verfestigung der sozialen (Ungleichheits-) Positionen stattfindet und gesellschaftliche Ungleichheits- und Differenzierungsprozesse nach Abschluss der Schule ungehinderter ihren Lauf nehmen. Auch wenn wichtige und vorentscheidende Chancenungleichheiten unverkennbar bereits in der Schule angelegt sind: Deren Bedeutung als Ort zumindest symbolischer Gleichheit und als Ort sozialer Integration erweist sich als sehr hoch und ist nicht zu unterschätzen.

Die Interviews lassen erkennen, dass die Jugendlichen gesellschaftliche Chancenungleichheiten und ihre eigene Stellung als Angehörige einer im sozialen Raum vergleichsweise schlecht positionierten Gruppe zum Teil schon früh und sehr bewusst wahrnehmen. Die Chancenungleichheiten werden von vielen im Sinne einer Teilung der Gesellschaft in ‚aussen‘ und ‚innen‘ bzw. in ‚oben‘ und ‚unten‘ gedeutet, die im Wesentlichen entlang der Grenze zwischen Schweizer(inne)n und Ausländer(inne)n verläuft. Dabei konnten vereinfachend drei grundlegende Anpassungsmuster herausgearbeitet werden, mit denen Jugendliche auf die wahrgenommenen Ungleichheiten reagieren:

1. *Übernahme vorgesehener Positionen* und Akzeptanz gesellschaftlicher Aussenseiterpositionen, oft verbunden mit einem hohen Bewusstsein als Ausländer(in); diese Übernahme kann sowohl mit sehr leisen, unspektakulären oder auch mit zumindest vorübergehend konfrontativen Verhaltensmustern einhergehen;
2. Versuch, durch besondere Anstrengungen einen Platz ‚drinnen‘ bzw. ‚oben‘ zu erkämpfen, was oftmals, aber nicht zwingend mit einer Distanzierung gegenüber der eigenen Herkunftsgruppe verbunden ist – Bildung erscheint hier nicht nur als reines Projekt des sozialen Aufstiegs, sondern insbesondere als *Projekt der sozialen Anerkennung*;
3. Transzendenz der gesellschaftlichen Teilung insofern, als man zwar auch um eine gute berufliche Position bemüht ist, dabei aber Kategorien gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Anerkennung in ihrer Bedeutung relativiert und stattdessen primär individuelle Unabhängigkeit sucht – Bildung erscheint hier in allererster Linie als *Projekt der persönlichen Autonomie*.

Einmal gewählte Strategien erwiesen sich allerdings nicht als starr, sondern es zeigte sich, dass Wandel möglich ist. Wiederholt konnte beobachtet werden, wie Jugendliche auf ihrem Weg zwischen verschiedenen Anpassungsmustern und Strategien hin- und herwechseln, je nachdem, als wie gestaltbar sie ihre eigene Zukunft wahrnehmen und welche Ressourcen und Chancen sie für sich sehen. In diesem Sinne sind die gewählten Anpassungsstrategien auch als Ausdruck der *labilen Qualität der Adoleszenz* zu deuten, in der Jugendliche in hohem Mass auf Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe und Anerkennung angewiesen sind und sensibel auf entsprechende Ablehnungen und verwehrte Zugänge reagieren.

Inhalt

1. Einleitung	7
1.1. Kontext und Ziel der Studie.....	7
1.2. Aufbau des Berichtes.....	8
2. Adoleszenz im Kontext von Migration und sozialer Ungleichheit: Theoretische und empirische Perspektiven	10
2.1. Adoleszenz als Möglichkeitsraum.....	10
2.2. Grenzen des Möglichkeitsraums durch soziale Ungleichheit	11
2.3. Soziale Anerkennung und Adoleszenz	13
2.4. Der Blick auf die Empirie: Jugendliche mit Migrationshintergrund im Bildungs- und Berufssystem	14
3. Design und Methode	17
3.1. Anlage der Studie	17
3.2. Biographisch-narrative Interviews	18
4. Falldarstellungen: Subjektive Antworten auf objektive Verhältnisse	21
4.1. Einführung und Übersicht.....	21
4.2. Paolo: „Dann bin ich halt auf den Bau gegangen“	23
4.3. Ardita: „Einmal etwas für mich selber machen“	29
4.4. Blerim: „Ich kann einen Boden machen“	35
4.5. Fatlum: „Nicht alle in den gleichen Topf“	40
4.6. Tereza: „Und dann hab ich gesagt ja warum nicht“	46
4.7. Janko: „Ich löse meine Probleme selber“	52
5. Synthese: Übergänge zwischen Eigengestaltung und Fremdbestimmung	56
5.1. Übergänge im Zusammenwirken von individuellen Bedürfnissen und gesell- schaftlichen Angeboten	56
5.2. Orientierungsmuster im Kontext wahrgenommener sozialer Ungleichheit.....	58
5.3. Beruf als zentraler Bereich von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Autonomie	62
Wege in den Beruf: Zwischenlösungen, Flexibilität und <i>Cooling out</i> der Berufswünsche.....	62
Bewältigungsstrategien und Ressourcen im Platzierungsprozess	63
Bedeutungen des Berufs als Ort von Selbstwirksamkeit und sozialer Integration	65
5.4. Soziale Einbindungen als ergänzende oder alternative Sinnwelten	66
Familie, Verwandtschaft, Community.....	66
Gemeinsame Handlungs- und Anerkennungsräume unter Gleichaltrigen	67
5.5. Möglichkeiten zu Teilhabe und Anerkennung in der politischen Sphäre.....	69
6. Schluss	71
7. Literatur	73
8. Anhang	77

1. Einleitung

1.1. Kontext und Ziel der Studie

Der Ausgangspunkt der vorliegenden Studie ist zunächst eine empirisch feststellbare Tatsache: Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund, Jugendlichen also, deren Eltern vor oder kurz nach der Geburt ihrer Kinder in die Schweiz eingewandert sind, gestaltet sich der Übergang von der Schule ins nachobligatorische Ausbildungssystem besonders schwierig. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass sie im Schnitt deutlich mehr Bewerbungen schreiben, um Zugang zu einer Lehrstelle zu erhalten, und sich häufiger in Zwischenlösungen befinden als einheimische Gleichaltrige.¹

Vor diesem empirischen Hintergrund stellt die Studie die Frage, wie Jugendliche mit Migrationshintergrund den Übergang ins nachobligatorische Ausbildungssystem – und allgemein: ins Erwachsenenalter – erleben und gestalten. Mit der Erweiterung der Perspektive auf den Übergang ins Erwachsenenalter gelangen nebst der beruflichen Platzierung noch andere Übergangsthemen in den Blick: insbesondere Fragen der sozialen Einbindungen wie jene nach der allfälligen Neu- und Umgestaltung der Beziehungen zum Elternhaus, zu Verwandtschaft und Community, zu Gleichaltrigen. Dies ist schon nur deshalb von Bedeutung, weil Prozesse der beruflichen Positionierung nie losgelöst stattfinden, sondern immer verschränkt sind mit den spezifischen sozialen Einbindungen einer Person, die sich über die Zeit ebenfalls verändern. Ausserdem können ausserberufliche Bereiche gerade dort zu besonderer Bedeutung gelangen, wo die berufliche Platzierung nicht, noch nicht oder nicht befriedigend stattgefunden hat.

Das Ziel der Studie besteht also darin, vertiefte Kenntnisse zu erhalten über Prozesse des Übergangs von der Schule ins Erwachsenenalter bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Dabei ist uns ein ‚doppelter Blick‘, wie er dem hier gewählten biographischen Zugang inhärent ist, sehr wichtig und für die vorliegende Studie zentral: Es ist ein Blick sowohl auf das individuelle und kreative Handeln der Jugendlichen, mit dem sie ihre Übergänge gestalten und ihr Leben mit Sinn versehen, als auch ein Blick auf die spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse, in deren Kontext sich die subjektiven Sinngebungs- und Gestaltungsprozesse erst entwickeln und vollziehen.²

Die Studie ist von ihrer Anlage her mit verschiedenen ‚Fallstricken‘ oder Dilemmata konfrontiert, von denen wir hier nur einige wenige ganz kurz ansprechen möchten. Zunächst einmal besteht die Gefahr, mit der Wahl eines Themas zum Untersuchungsgegenstand an dessen Konstruktion als Problem mitzuwirken: Wenn Jugendliche mit Migrationshintergrund zum Thema werden, so wird dadurch deren Wahrnehmung als Problemgruppe unter Umständen verschärft, etwa indem Probleme, die allgemein jugendspezifischer Art sind, (nur) als solche von Migrationsjugendlichen thematisiert werden. Hinzu kommt, dass gerade in qualitativen Studien, die individuelles Handeln rekonstruieren, um auf diese Weise Ansatzpunkte zur Verbesserung eines festgestellten Problems aufzeigen zu können, eine besondere Gefahr besteht, Probleme nicht angemessen zu deuten. Denn die Rekonstruktion individuellen Handelns im Rahmen sinnverstehender Forschung kann leicht dazu verleiten, Erklärungen für eigentlich strukturell bedingte Problematiken einseitig auf individueller Ebene zu suchen. Und schliesslich ist das, was wir tun, wenn wir Biographien analysieren, immer nur ein ‚Sprechen über Andere‘, oder genauer ein ‚Sprechen über das Sprechen Anderer‘: Die Sinnkonstruktionen der interes-

¹ Vgl. „Bericht Integrationsmassnahmen“ des Bundesamtes für Migration (2007) und Kapitel 2.3 des vorliegenden Textes.

² Vgl. auch Stauber und Walther 2007, die über die Notwendigkeit einer zwischen Struktur und Handeln „pendelnden Forschungsperspektive“ sprechen (ebd., S. 42).

sierenden Personen geraten nicht direkt, sondern erst erhoben in spezifischen Interviewsituationen und vermittelt über unsere eigenen Interpretationen, in den Blick.³

Die genannten Dilemmata sind nicht einfach auflösbar, uns jedoch bewusst und als solche leitend bei unserem Bemühen, den Jugendlichen und ihren Erzählungen in Analyse und Darstellung möglichst gerecht zu werden. Eine wichtige Bedingung dazu sehen wir in dem bereits erwähnten ‚doppelten Blick‘, der ermöglichen soll, die Äusserungen der jungen Erwachsenen und ihre Lebenswege konsequent als subjektiv sinnvolle Konstruktionen unter gegebenen äusseren Bedingungen zu erkennen und anzuerkennen.

Die Studie wurde in der Gemeinde Emmen durchgeführt, einer städtisch geprägten, neben Luzern liegenden Gemeinde, die gut 30'000 Einwohner/innen zählt und mit knapp einem Drittel einen vergleichsweise hohen Anteil ausländischer Wohnbevölkerung aufweist. Die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse über den Emmer Kontext hinausgehend ist nicht von vornherein gegeben und hat deshalb immer mit der nötigen Sorgfalt zu erfolgen. Wir gehen jedoch davon aus, dass viele der Phänomene und Prozesse, die hier anhand der Biographien der Jugendlichen in Emmen beschrieben werden, für die Situation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Übergang ins Erwachsenenalter allgemein von Bedeutung sind.

1.2. Aufbau des Berichtes

Gleich im Anschluss wird in den *Kapiteln 2.1 und 2.2* der theoretische Rahmen kurz erläutert, in den wir unsere Studie stellen. Es handelt sich um eine adoleszenz- und ungleichheitstheoretische Perspektive, die sich der spezifischen Qualität von Adoleszenz als Raum der Entstehung und Gestaltung von Neuem bewusst ist, dabei aber den beschränkenden Mechanismen von sozialer Ungleichheit hohe Aufmerksamkeit schenkt: Unter anderem schicht- und herkunftsbedingte Ungleichheitsfaktoren schränken die Möglichkeiten der Entwicklung und Realisierung von Lebensperspektiven im Übergang von der Schule ins Erwachsenenalter zum Teil erheblich ein, womit Adoleszenz auch zu einem Raum der Reproduktion von sozialer Ungleichheit werden kann. *Kapitel 2.4* wirft einen Blick auf die realen Ungleichheitsverhältnisse und präsentiert verschiedene empirische Befunde zur Situation von jungen Frauen und Männern mit Migrationshintergrund im Ausbildungs- und Berufssystem. Damit sind zum Einstieg in die Analysen wichtige Merkmale des sozialen Kontextes markiert, in dem Adoleszenz bzw. die Übergänge zwischen Schule und Erwachsenenalter stattfinden. Nachdem in Kapitel 3 kurz Design und Vorgehen der Studie erläutert werden, geht es im zentralen *Kapitel 4* um die Biographien der jungen Frauen und Männer, die sich im zuvor beschriebenen sozialen Kontext entwickeln: Im Rahmen von sechs ausgesuchten Fallanalysen und zusätzlichen kürzeren Fallportraits werden diejenigen Muster und Mechanismen beschrieben, die wir im Rahmen unserer Analysen als prägend für die biographischen Verläufe im Übergang herausgearbeitet haben. Die dargestellten Fälle sind so ausgewählt worden, dass sie ein möglichst breites Spektrum möglicher Verschränkungen von gesellschaftlichen Bedingungen und individuellem Deuten und Handeln abzubilden vermögen. Dabei zeigt sich unter anderem, dass vieles nicht so ist, wie es auf den ersten Blick scheint, und dass es manchmal gerade die wechselvollen Verläufe sind, die in subjektiv befriedigende Lebenssituationen führen, während von aussen betrachtet ‚unspektakuläre‘, bruchlose Übergänge von enttäuschten Hoffnungen und Resignation begleitet sein können. Das die Fallanalysen einführende *Kapitel 4.1* empfiehlt sich zu lesen, um einen ersten Überblick über die Fälle zu gewinnen. Während sich die sechs Fallanalysen und die Kurzportraits bewusst um einen ‚feinen Blick‘ auf die biographischen Erzählungen bemühen, liegt das Ziel des anschliessenden *Kapitels 5* darin, eine Synthese zu leisten: Unter Einbezug des ge-

³ Zu den Schwierigkeiten und Dilemmata des Forschens und Sprechens über ‚Andere‘ vgl. insbesondere die Arbeiten von Mecheril, u.a. 1999 und 2006.

samten analysierten Materials werden hier die wesentlichen Erkenntnisse der Studie entlang ausgesuchter Themen präsentiert. Dabei wird herausgearbeitet, wie sich unterschiedliche Übergänge im Wechselspiel von Eigengestaltung und Fremdbestimmung entwickeln und welche hohe Bedeutung dabei den gesellschaftlichen Angeboten für die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Anerkennung zukommt.

2. Adoleszenz im Kontext von Migration und sozialer Ungleichheit: Theoretische und empirische Perspektiven

Die vorliegende Studie wählt eine adoleszenz- und ungleichheitstheoretische Perspektive auf die Biographien von Jugendlichen mit Migrationsgeschichte: In Anlehnung an eine Konzeption von Vera King (2004) wird die Adoleszenz als *Möglichkeitsraum* begriffen, als Raum, in dem mit der *Entwicklung und ersten Realisierung eigengestalteter Lebensperspektiven* prinzipiell Neues möglich ist. Dieser Raum ist jedoch sozial vorstrukturiert und, je nach sozialem Ort, an dem man sich befindet, unterschiedlich stark begrenzt. Damit geraten *Verhältnisse gesellschaftlicher Ungleichheit* in den Blick. Um die spezifische soziale Stellung und die damit zusammenhängende Chancenstruktur von Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu fassen, gilt es insbesondere klassen- und herkunftsspezifische Ungleichheitskriterien zu berücksichtigen, wozu uns in Anlehnung an frühere Arbeiten (Juhász/Mey 2003) die Konzeptionen von Pierre Bourdieu und Norbert Elias dienen. Dabei gerät mit Elias auch die Thematik von zugebilligter oder vorenthaltener *sozialer Anerkennung* in den Blick, der aus identitäts- und subjekttheoretischer Perspektive und gerade in der Phase der Adoleszenz besonders hohe Bedeutung zukommt. Auf ausführliche theoretische Darstellungen wird im Folgenden bewusst verzichtet, wir konzentrieren uns darauf, die wesentlichen Aspekte des theoretischen Bezugsrahmens möglichst knapp und doch verständlich wiederzugeben, bei weitergehendem Interesse mag die jeweils zitierte Literatur zur Vertiefung dienen. Im Anschluss an die theoretischen Ausführungen wechseln wir auf die empirische Ebene, um anhand von Daten insbesondere aus dem Projekt TREE und jenen des aktuellen Lehrstellenbarometers der Schweiz die Wirksamkeit der wichtigsten Ungleichheitsfaktoren bei der Integration von jungen Menschen ins Bildungs- und Berufssystem aufzuzeigen.

Theoretische und empirische Ausführungen dienen einer Spezifizierung der gesellschaftlichen (Ungleichheits-) Verhältnisse, in deren Kontext die Biographien der Jugendlichen erst adäquat zu interpretieren sind.

2.1. Adoleszenz als Möglichkeitsraum

Vera King (2004) konzipiert die Adoleszenz als *Möglichkeitsraum*, und zwar insofern, als in ihr über die Auseinandersetzung mit dem bisherigen eigenen Leben – und besonders mit der eigenen Familie(ngeschichte) – neue Perspektiven gewonnen und neue, eigene Lebensentwürfe entwickelt werden: Es ist eine Phase, in der in Auseinandersetzung mit dem Bisherigen potentiell Neues entstehen kann. Eine zentrale Bedeutung kommt dabei den Ablösungs- und Umgestaltungsprozessen in Bezug auf die Beziehungen zur *Familie* zu, welche in der Adoleszenz im Prozess des Erwachsenwerdens neu auszubalancieren sind. Bei der Verarbeitung dieser Umgestaltungsprozesse spielen *Gleichaltrige* eine wichtige Rolle, mit denen Erfahrungen geteilt und neue Verortungen und Perspektiven gemeinsam gestaltet werden können.

Innerhalb dieses allgemein jugendtheoretischen Bezugsrahmens führt King (2004, gemeinsam mit Koller) aus, dass Jugendliche mit Migrationsgeschichte insofern in einer besonderen Situation stehen, als bei ihnen die Umgestaltung der Elternbeziehungen besonders herausfordernd ist: gilt es für sie doch, sich zusätzlich auch mit jenen ‚Familienthemen‘ auseinanderzusetzen – sich zu ihnen neu in Bezug zu setzen –, die mit der Migration verbunden sind: z.B. der familialen Interpretation der Migra-

tionsgründe oder den familialen Reaktionsmustern auf die Erfahrung gesellschaftlicher Ausgrenzung im Aufnahmeland.⁴

Dass diese für den Übergang ins Erwachsenenalter konstitutive Neudefinition der Beziehungen zur Familie für Migrationsjüngliche auch deshalb so anspruchsvoll ist, weil sie *im Kontext gesellschaftlicher Ausgrenzung und Abwertung* stattfindet, darauf haben mehrere Autor(inn)en hingewiesen (u.a. Bukow (Mecheril und Hoffarth (2006)): Denn die gesellschaftliche Abwertung betrifft nicht nur die eigene Person, sondern auch die Familie als Ganzes, womit die adoleszente Loslösung aus den engen Familienbeziehungen sehr vielschichtig und ambivalent wird: Zum einen impliziert sie zwar eine Distanzierung vom stigmatisierten Herkunftsmilieu, zum anderen bedeutet sie aber gerade, jenen Kontext zu verlassen, der bis anhin besonders zuverlässig vor schmerzenden Erfahrungen von gesellschaftlicher Ausgrenzung zu schützen vermochte. Angesichts der skizzierten doppelten Transformationsanforderung und im Kontext gesellschaftlicher Ausgrenzungs- und Abwertungsmechanismen gelangen Gleichaltrigenkontakte gerade bei Migrationsjünglichen – und zwar nicht nur, aber insbesondere jene zu anderen Jugendlichen mit Migrationshintergrund – zu besonderer Bedeutung. In ihnen werden gemeinsame, oft auch kreative Strategien des Umgangs mit den vielfältigen Anforderungen entwickelt (u.a. Bohnsack 1997; Nohl 2005).

Kings Konzeption der Adoleszenz als Möglichkeitsraum zeichnet sich dadurch aus, dass sie die *Thematik sozialer Ungleichheit* konsequent und zentral in ihre Überlegungen integriert. So weist sie darauf hin, dass der adoleszente Möglichkeitsraum, in welchem die notwendigen Transformationsprozesse stattfinden, nicht für alle gleich ist, sondern dass er *durch gesellschaftliche Bedingungen vorstrukturiert und eingeschränkt* ist: ob und inwiefern die Adoleszenz als Raum für die Entwicklung eigener Lebensentwürfe genutzt werden kann, hängt deshalb wesentlich davon ab, welche Ressourcen den Jugendlichen dafür zur Verfügung stehen und welche Chancen ihnen überhaupt offenstehen, ihre Ziele zu verfolgen. King interessiert sich also für die Bedingungen, die über die *Qualität* des adoleszenten Möglichkeitsraums entscheiden, und lenkt damit den Blick auf die *Verhältnisse gesellschaftlicher Ungleichheit*. Diese, so King und Koller, drücken sich darin aus, „wie diese Phase im Sinne eines Entwicklungsspielraumes – wie Adoleszenz als ein Möglichkeitsraum beschaffen ist“. (King und Koller 2006:15) Und: „Der Fokus der Aufmerksamkeit richtet sich aus dieser Perspektive nicht auf vermeintliche Defizite von Heranwachsenden, sondern auf die gesellschaftlichen Bedingungen und sozialen Ungleichheitsverhältnisse des Aufnahmelandes, die die Chancenstrukturen des adoleszenten Möglichkeitsraumes prägen.“ (ebd.:13)

2.2. Grenzen des Möglichkeitsraums durch soziale Ungleichheit

Schicht bzw. Klasse und Herkunft gehören zu den wesentlichen Ungleichheitskriterien, über die sich die spezifische soziale Stellung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im sozialen Raum und die damit zusammenhängende Chancenstruktur fassen lassen.⁵ Um sowohl schicht- oder klassenspezifische Ungleichheiten berücksichtigen zu können wie auch solche, die mit der ausländischen Herkunft einer Person im Zusammenhang stehen, verbinden wir in Anlehnung an frühere Arbeiten die Ungleichheitstheorie von Pierre Bourdieu mit der figurationstheoretischen Perspektive von Norbert Elias.⁶

⁴ King und Koller sprechen in diesem Sinne denn auch von einer „verdoppelten Transformationsanforderung“ bei Jugendlichen aus Familien mit Migrationsgeschichte (ebd.:12). Zur Relevanz der (Neu-)Interpretation der Familiengeschichte im biographischen Zusammenhang vgl. auch Apitzsch (1999 und 2003).

⁵ Als weitere bedeutsame Ungleichheitsdimension, die sich strukturierend in Biographien einschreibt, ist auch Geschlecht zu nennen; wir kommen darauf im Rahmen der empirischen Daten zur Stellung junger Frauen und Männer im Bildungs- und Arbeitsmarkt zurück.

⁶ Juhasz und Mey 2003a und b. Die folgenden sehr knapp gehaltenen Abschnitte lehnen sich eng an die Ausführungen in Juhasz und Mey 2003b an.

In den Konzeptionen von Bourdieu und Elias wird das Phänomen sozialer Ungleichheit aus je anderen Perspektiven behandelt. Bourdieu (1983, 1984) richtet den Blick in erster Linie auf die einem *Individuum* zur Verfügung stehenden Ressourcen: Die Möglichkeiten und Chancen eines Individuums lassen sich über dessen spezifische Kapitalausstattung bestimmen. Bourdieu unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital.⁷ Die verschiedenen Formen von Kapital bilden die Konstruktionsprinzipien des sozialen Raumes, wobei sich die Stellung eines einzelnen Akteurs oder einer einzelnen Akteurin im sozialen Raum zum einen nach dem Umfang an Kapital bemisst, das er oder sie besitzt, und zum anderen nach der Art der Zusammensetzung des Kapitals. Nebst den drei genannten grundlegenden Kapitalsorten spricht Bourdieu in einigen Arbeiten auch von symbolischem Kapital, das keine eigenständige Kapitalsorte darstellt, sich aber aus dem Gesamt der drei anderen Kapitalien ableiten lässt und auch als Prestige bezeichnet werden könnte (Bourdieu 1985:11).

Für Elias hingegen bilden nicht Individuen, sondern *gesellschaftliche Figurationen* zwischen Etablierten und Aussenseitern den wichtigsten Bezugsrahmen: Die Möglichkeiten eines Individuums sind davon abhängig, welche Stellung seine Gruppe in der machtungleichen Etablierten-Aussenseiter-Figuration einnimmt, ob jemand also einer Aussenseiter- oder einer Etabliertengruppe angehört.⁸ Während die „Alteingesessenen“ die Gruppe der Etablierten bilden, werden den „Neuzuzügern“ die Stellung der Aussenseiter zugewiesen: Für Elias ist damit im Zusammenhang mit Migration nicht die natioethnische Herkunft per se ausschlaggebend für die machtmindere Position von Migrantinnen und Migranten, sondern die Tatsache des (späteren) ‚Dazukommens‘ in einen bestehenden (hier: nationalen) Kontext. Soziale Ungleichheitsverhältnisse lassen sich nach Elias nur unter Bezugnahme auf die in einer gegebenen Gesellschaft vorfindbaren Beziehungsgeflechte zwischen Etablierten und Aussenseitern verstehen; es gibt keine Aussenseiter ohne Etablierte, keine Etablierte ohne Aussenseiter.

Wird dieser Sachverhalt auf die Bourdieu'sche Konzeption übertragen, so lässt sich formulieren, dass einer gegebenen Kapitalausstattung kein absoluter Wert zukommt, sondern dass diese ihre spezifische Bedeutung erst durch die Anwesenheit anderer gesellschaftlicher Akteure gewinnt. Die dadurch angesprochene Frage nach der Bewertung und der Verwertbarkeit von Kapitalien lenkt den Blick auch auf Prozesse der sozialen Positionierung, wie sie in der Adoleszenz stattfinden: Wie Kapitalien, zum Beispiel ein erworbener Bildungsabschluss, bewertet werden, ob sie verwertet werden können und inwiefern sie den Zugang zu bestimmten Positionen ermöglichen, wie gross also der Möglichkeitsraum ist, hängt davon ab, ob das Individuum einer Etablierten- oder einer Aussenseitergruppe angehört. Elias schreibt, dass etablierte Gruppen ihre Vormachtstellung unter anderem dadurch zu wahren versuchen, dass sie den ‚Neuzuzügern‘ den Zugang zu höheren sozialen Positionen faktisch verwehren. Ausschluss ist demnach kein statischer Zustand, sondern es handelt sich um einen Prozess, der seine Wirkung insbesondere auch in der Adoleszenz entfaltet.

Doch nicht nur die faktische Verweigerung des Zugangs in Form von *Diskriminierung* im Sinne des sozialen Ausschlusses dient stabilisierend auf Ungleichheit, sondern Elias weist auch auf die entsprechenden Effekte der *Stigmatisierung*, d.h. der gezielten Entwertung bestimmter Personen und Gruppen, hin: Über Mechanismen der Beschämung und der Übernahme abwertender Fremdbilder infolge

⁷ Im Migrationskontext ist wesentlich zu sehen, dass kulturelles Kapital aus anderen Herkunftskontexten im Aufnahmeland unter Umständen einer Entwertung unterliegt (bestimmte Fertigkeiten sind hier nicht gefragt und/oder andernorts erworbene formale Bildungstitel werden nicht anerkannt).

⁸ Wesentlich für eine figurationstheoretische Perspektive ist es, Gruppen und deren Verflechtung in den Blick zu nehmen und dadurch den Fokus nicht einseitig auf das Individuum und dessen individuelles Verhalten zu richten. Diese Gruppen sind nicht als homogene Gebilde zu betrachten, sondern sie weisen interne Differenzierungen auf. Elias konzipiert Etablierten-Aussenseiter-Figurationen nicht als starre Gebilde, sondern als Beziehungen zwischen Gruppen, die über die Zeit wandelbar sind, indem immer wieder neue Gruppen hinzukommen, welchen die Aussenseiter-Positionen zugewiesen werden. Dieser Sachverhalt lässt sich gut mit Hilfe einer Replikations-Studie aus der Schweiz veranschaulichen, in der deutlich wurde, dass das Bild, welches sich die Schweizer Bevölkerung von den ItalienerInnen macht, im Zeitraum der vergangenen 30 Jahre sehr viel besser geworden ist - dass heute jedoch anderen, eben ‚neueren‘ Gruppen wie etwa den TürkInnen jene negativen Stigmata zugeschrieben werden, die früher noch die ItalienerInnen betrafen (Stolz 2000).

anhaltender Herabsetzung werden privilegierte Positionen zusätzlich gesichert.⁹ Elias Konzeption mag in ihrer klaren Gegenüberstellung von ‚Alteingesessenen‘ und ‚Neuzuzügern‘ auf den ersten Blick der komplexen Realität einer modernen Einwanderungsgesellschaft vielleicht nicht angemessen zu sein – und doch zeigen die Interviews mit den Jugendlichen, dass unter anderem genau in dieser einfachen Gegenüberstellung ein wesentlicher Aspekt der vorgefundenen Wahrnehmungsmuster enthalten ist (vgl. Kap. 5.2) und Elias Schilderungen von verweigertem Zugang und Stigmatisierung Ansatzpunkte liefert, um Mechanismen der Reproduktion von gesellschaftlichen Aussenseiterpositionen in der Adoleszenz und damit auch im Übergang von der Schule in die nachobligatorisch Ausbildung besser fassen und verstehen zu können.

2.3. Soziale Anerkennung und Adoleszenz

Die von Elias in den Fokus gerückten Phänomene sozialen Ausschlusses und sozialer Stigmatisierung verweisen auf die Thematik *verweigerter gesellschaftlicher Anerkennung*, der gerade in der *Adoleszenz* hohe Bedeutung zukommt und die auch im Rahmen identitäts-, subjekt- und anerkennungstheoretischer Perspektiven behandelt wird. Aus entwicklungspsychologischer und identitätstheoretischer Perspektive wird immer wieder betont, wie elementar Möglichkeiten sozialer Interaktion und die Erfahrung sozialer Anerkennung bei der Herausbildung von Identität im Sinne tragfähiger Selbst- und Weltbezüge sind (und zwar zunächst auch mal unabhängig davon, als wie wandelbar und laufend neu herzustellen diese Selbst- und Weltbezüge konzipiert werden, ob man also eher ein klassisch entwicklungspsychologisches, ein interaktionistisches oder ein postmodernes Verständnis von Identität vertritt¹⁰). So betont zum Beispiel Krappman (1997) in seinem Konzept der „balancierenden Identität“ und unter Bezugnahme auf Goffman die Notwendigkeit eines ständigen Ausbalancierens zwischen eigenen Wünschen einerseits und sozialem Umfeld andererseits, „um aus sozialen Erwartungen nicht herauszufallen und doch eigenen Wünschen Anerkennung zu verschaffen.“ (ebd.:81). Nach Axel Honneth (1994), der den sozialen „Kampf um Anerkennung“ ins Zentrum seines Werks stellt, werden Individuen durch Vorenthaltung von Anerkennung bzw. Missachtung „in einem positiven Verständnis ihrer selbst verletzt (...), welches sie auf intersubjektiven Wegen erworben haben“ (ebd.:212). Die Thematisierung von vorenthaltener oder zugebilligter Anerkennung soll jedoch nicht bei einer blossen Problematisierung von ‚gelingender‘ oder ‚nicht gelingender‘ Identität stehen bleiben, wie etwa Mecheril et al. (1998) betonen, denn die gesellschaftlich wirklich relevanten Fragen beziehen sich darüber hinausgehend darauf, *unter welchen sozialen Bedingungen* und *in welchen gesellschaftlichen Bereichen* es Individuen überhaupt möglich ist, sich als gleichwertige Subjekte einzubringen und zu entfalten und dadurch auch selbst zu achten: „Der Subjektstatus ist nur in sozialen Strukturen des Geachtet-Werdens und Achtens, der gegenseitigen intersubjektiven Anerkennung zu erlangen.“ (ebd.:44). Angesichts der elementaren Bedeutung sozialer Anerkennung gerade auch in der heutigen Wissensgesellschaft schlägt Nancy Frazer (2002) denn auch vor, soziale Anerkennung als ebenso wichtige Dimension sozialer Gerechtigkeit anzusehen wie soziale Verteilung; dabei verweist sie nicht zuletzt auf die verschärften Kämpfe um Anerkennung im Kontext multikultureller Gesellschaften.

Damit wäre der Bogen zum adoleszenz- und ungleichheitstheoretischen Ausgangspunkt dieser Ausführungen zu schliessen: Aufgrund ihrer (ausländischen) Herkunft und ihrer damit verbundenen spezifischen Stellung im sozialen Raum gestaltet sich die Adoleszenz junger Menschen aus Familien mit

⁹ Zum Zusammenhang von Status und Scham vgl. die Arbeiten von Neckel (1991). Auch Brigitte Rommelspacher (1997) untersucht in ihren Arbeiten Zusammenhänge von Macht und Identität und schreibt, dass sich Machtlosigkeit auch in „Selbstverlust“ ausdrücke, „in der Verweigerung einer eigenen Identität, die die eigenen Erfahrungen und Lebenszusammenhänge adäquat wiederzuspiegeln vermag. Stattdessen wird den Angehörigen diskriminierter Minderheiten eine Identifikation mit Klischees und Rollenvorgaben angeboten, die den Interessen der Dominanten entsprechen. In diesem Sinne ist die Verweigerung von Identität ein Merkmal kultureller Dominanz.“ (ebd.: 266f).

¹⁰ Eine gute Zusammenstellung unterschiedlicher identitätstheoretischer Ansätze von Erikson über Krappman bis Keupp findet sich zum Beispiel in Keupp und Höfer (1997).

Migrationsgeschichte in vielerlei Hinsicht besonders herausfordernd. Das adoleszente Suchen nach Neuem, die Gestaltung tragfähiger Selbst- und Weltbezüge ist eingebunden in soziale Verhältnisse, in denen nicht nur Kapitalien, sondern auch soziale Anerkennung ungleich verteilt und vielfache Mechanismen der Reproduktion von sozialer Ungleichheit am Wirken sind.

2.4. Der Blick auf die Empirie: Jugendliche mit Migrationshintergrund im Bildungs- und Berufssystem

Nachdem kurz dargestellt wurde, welche theoretischen Konzepte die vorliegende Studie leiten und wie diese Adoleszenz und soziale Ungleichheit fassen, soll nun ein Blick auf die Empirie zeigen, wie sich die geschilderten Mechanismen in der sozialen Realität niederschlagen. Dabei werden verschiedene empirische Befunde zu Bildungsverläufen und zur beruflichen Platzierung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund vorgestellt.

Zahlreiche Studien aus dem Aus- und Inland weisen eine *deutlich schlechtere Bildungsbeteiligung und schlechtere Aufstiegschancen* von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Vergleich zu den gleichaltrigen Einheimischen aus (u.a. Worbs (2003) für Deutschland, Simon (2003) für Frankreich, Crul und Doormenik (2003) für die Niederlande, Mey, Rorato und Voll (2005) für die Schweiz). Solche Befunde sind jedoch immer differenziert zu interpretieren: So zeigen sich meist sehr starke Unterschiede nach Herkunftsgruppen. Für die Schweiz etwa sind deutliche Unterschiede zwischen den bereits länger anwesenden Herkunftsgruppen (Italiener/innen, Spanier/innen) einerseits, die vergleichsweise gut positioniert sind, und den vergleichsweise schlecht positionierten Angehörigen neuerer Einwanderergruppen (Serb(inn)en, Kosovar(inn)en, Portugies(inn)en) festzustellen (Mey, Rorato und Voll 2005). Um die ungleiche Verteilung der Bildungsabschlüsse zu erklären, werden vor allem in neuerer Zeit verschiedene diskriminierende Selektionsmechanismen innerhalb der Schule untersucht, u.a. konnten die Überbewertung von Deutschkenntnissen und die ungleiche (nicht rein leistungsbezogene) Zuteilung von Kindern in die Oberstufe als Faktoren identifiziert werden (Kronig, Haeblerlin und Eckhart (2000), Hupka, Sacchi und Stalder (2006)).

Nebst der ungleichen *Bildungsverteilung bei Schulabschluss* fallen auch in Bezug auf die sich daran anschliessenden *Bildungsverläufe* – und das heisst: bei der *Verwertung* der Bildungsabschlüsse und also bei der anschliessenden Positionierung auf dem Arbeitsmarkt, – starke Unterschiede auf. Wiederum sind es meistens die Angehörigen neuerer Einwanderergruppen, die ihr Bildungskapital weniger gut in eine entsprechende berufliche Positionierung umsetzen können. Dass ein Grund dafür in den *gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen* bzw. in der diskriminierenden Vergabe von Lehrstellen liegt, haben Fibbi, Kaya und Piguet (2003) für die Schweiz im Rahmen ihrer Untersuchung anhand von fiktiven Bewerbungsschreiben aufzeigen können. Weitere und differenzierte Erklärungen von ungleichen Bildungsverläufen liefern jene Untersuchungen, die auch die *Segregation des Arbeitsmarktes* (die sich u.a. in der ungleichen Verteilung von Frauen und Männern und von nationalen Gruppen in den verschiedenen Branchen ausdrückt) in ihre Analysen einbeziehen und/oder die die *Aspirationen der Jugendlichen* selber – und deren Entwicklung über die Zeit – in den Blick nehmen (für Geschlechtsunterschiede z.B. Krüger 1992, für Klassenunterschiede Scherr 1995, für Geschlechts- und ethnische Unterschiede Schittenhelm 2007).

Daten aus dem Projekt TREE

In der Schweiz liegt mit TREE – TRansitionen von der Erstausbildung ins Erwerbsleben¹¹ eine quantitativ angelegte nationale Längsschnittuntersuchung vor (bzw. läuft immer noch), die die Übergänge von der obligatorischen Schulzeit ins Erwachsenenleben detailliert dokumentiert und dabei Mechanismen schulischer Selektion ebenso berücksichtigt wie ungleiche Aspirationen von Jugendlichen.

Grundlage für TREE bilden Daten von rund 5000 Jugendlichen, die 2000 an der PISA-Befragung teilgenommen haben und im selben Jahr aus der Schulpflicht entlassen wurden. Seither wurden diese Jugendlichen jährlich von TREE nachbefragt. Auch TREE kommt zum Schluss, dass bereits nach der Primarschule eine entscheidende Weichenstellung erfolgt, wenn entschieden wird, welchen Schultyp die Jugendlichen auf der Sekundarstufe I besuchen können. Vergleiche zwischen Jugendlichen aus Schulen mit unterschiedlichen Anforderungsniveaus machen gleichzeitig deutlich, dass der Besuch eines Schultyps mit Grundanforderungen nur bedingt Aussagen über die tatsächliche Leistungsfähigkeit der Jugendlichen zulässt. Es gibt starke Überlappungen der Leistungen zwischen den Schultypen mit verschiedenen Anforderungsniveaus. Von dieser Selektionspraxis besonders betroffen sind Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund. Wie folgenreich die Einstufung auf Sek. I-Stufe ist, zeigt sich beim Übergang in die nachobligatorische Ausbildung. Viele Lehrbetriebe setzen für Lehren mit hohem Anforderungsniveau den Besuch einer Schule mit erweiterten Anforderungen voraus und berücksichtigen nicht die faktischen Leistungen der Jugendlichen. Realschüler(innen) – unter denen Jugendliche mit Migrationshintergrund übervertreten sind (Hupka und Stalder 2004) – sind deshalb auf dem Lehrstellenmarkt stark benachteiligt, auch wenn sie gleich gute Leistungen wie Sekundarschüler(innen) erbringen (Meyer 2003). Migrantinnen und Migranten haben nicht nur oft grosse Probleme, eine Lehrstelle zu finden, sondern sie sind aufgrund des besuchten Schultyps meist nur auf ein eingeschränktes Berufsspektrum festgelegt, insbesondere auf Berufe mit einem höheren Risiko der Erwerbslosigkeit und geringeren Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten. Besonders schwierig gestaltet sich gemäss TREE-Ergebnissen der Übergang von der obligatorischen Schule in die Sekundarstufe II (Berufs- und Allgemeinbildung) für Jugendliche aus der Türkei, aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus Portugal: Sie sind auch zwei Jahre nach ihrem Austritt aus der obligatorischen Schule deutlich häufiger ausbildungslos oder in Zwischenlösungen. Viele Jugendliche mit Migrationshintergrund müssen damit auf Berufe ausweichen, die für einheimische Jugendliche eher unattraktiv sind. Die Wünsche und Ambitionen der Migrantinnen und Migranten verändern sich während des Berufswahlprozesses, Ansprüche werden zurückgenommen (Hupka und Stalder 2004). Dies gilt in besonderem Masse für *weibliche* Jugendliche mit Migrationshintergrund: Ein Fünftel von ihnen ist in den ersten beiden Jahren nach der obligatorischen Schulzeit in Zwischenlösungen oder ohne Ausbildung; knapp $\frac{1}{4}$ von ihnen steigt verzögert in eine nachobligatorische Ausbildung ein (Hupka und Stalder 2004, Amos et al. 2003, Meyer 2004).

Aktuelle Befunde aus dem Lehrstellenbarometer

Im Rahmen des Schweizerischen Lehrstellenbarometers des BBT¹² werden regelmässige Erhebungen zur laufenden Lehrstellensituation gemacht, bei der sowohl Unternehmen als auch Jugendliche befragt werden. Die Daten geben für unsere Thematik aufschlussreiche Einblicke in die reale Situation auf dem Lehrstellenmarkt, weshalb im Folgenden kurz einige Befunde zitiert werden. Wir ziehen dazu Befunde sowohl aus der Erhebung August 2007 (die ungefähr in die Zeit unserer ersten Befragungsrunde fällt und somit die damaligen Verhältnisse widerspiegelt) als auch solche aus der aktuellen

¹¹ Vgl. www.tree-ch.ch. Mit dem Projektteam von TREE haben im Verlauf der Durchführung der vorliegenden Studie mehrere Kontakte zur wissenschaftlichen Vernetzung stattgefunden, in welchen die Tatsache, dass zum gleichen Untersuchungsgegenstand mit sehr unterschiedlichem methodischem Zugang geforscht wird, für einen fachlichen Austausch nutzbar gemacht werden konnte.

¹² Vgl. unter www.evd.admin.ch. Den Verfasserinnen wurden nebst den offiziell publizierten Daten freundlicherweise sämtliche Rohanalysen der Erhebung August 2009 zur Verfügung gestellt.

Erhebung August 2009 (zu der uns zu einigen Themen noch etwas differenziertere Angaben vorliegen) heran.

Lehrstelle gefunden? Von jenen Jugendlichen, die im April 2007 auf Lehrstellensuche waren, gaben im August 2007 80% der Schweizer(innen), aber nur 51% der Ausländer(innen) an, mittlerweile eine Lehrstelle gefunden zu haben.

Zufrieden mit der aktuellen beruflichen Situation? Im August 2007 gaben 62% der schweizerischen, aber nur 39% der ausländischen Jugendlichen an, mit ihrer aktuellen beruflichen Situation „sehr zufrieden“ zu sein. 7% der Schweizer(innen) bezeichneten sich als „nicht zufrieden“, der entsprechende Anteil bei den Ausländer(innen) lag bei 20%.

Warteschlange: Im August 2007 befanden sich 29% der ausländischen und 15% der schweizerischen Jugendlichen in der so genannten ‚Warteschlange‘ (definiert als jene Jugendlichen zwischen 14 und 20 Jahren, die sich im laufenden Jahr erfolglos auf Ausbildungssuche befanden und sich nun für eine Lehrstelle im nächsten Jahr interessieren).

„Notlösung“: Im August 2009 gaben 13% der ausländischen und 6% der schweizerischen Jugendlichen an, dass es sich bei ihrer aktuellen Situation um eine „Notlösung“ handelt.

Wunschlehrberuf? 74% der schweizerischen Jugendlichen gaben an, eine Lehrstelle in jenem Beruf gefunden zu haben, für den sie sich anfänglich auch beworben hatten; der entsprechende Wert bei den ausländischen Jugendlichen liegt bei 58%.

Anzahl Bewerbungsschreiben: Ausländische Jugendliche verfassten im Rahmen der Lehrstellensuche im 2009 im Durchschnitt 29 Bewerbungen, schweizerische Jugendliche lag der Durchschnittswert bei 12 Bewerbungsschreiben. 15% der ausländischen Jugendlichen schrieben über 50 Bewerbungen, bei den schweizerischen Jugendlichen waren es 4%, die mehr als 50 Bewerbungsschreiben verfassten.

3. Design und Methode

Die Studie ist als *biographische Längsschnittuntersuchung* angelegt: Einer ausführlichen biographisch-narrativen Befragung von rund 50 Jugendlichen in den Jahren 2005 und 2006 folgte im Abstand von durchschnittlich knapp drei Jahren eine zweite, wiederum biographisch-narrative Befragung eines grossen Teils derselben Jugendlichen. Zum ersten Befragungszeitpunkt standen die meisten jungen Frauen und Männer kurz vor oder nach Abschluss ihrer obligatorischen Schulzeit, zum zweiten Zeitpunkt befanden sie sich in der Regel mitten in der Lehre, hatten diese gerade abgeschlossen, oder sie besuchten eine weiterführende Schule. Die Jugendlichen leben alle in der Gemeinde Emmen und sind unterschiedlichster nationaler Herkunft. Die meisten von ihnen sind bereits in der Schweiz geboren oder als kleine Kinder gemeinsam mit ihren Eltern in die Schweiz gekommen.

3.1. Anlage der Studie

Die vorliegende Studie umfasst zwei Befragungsrunden, von denen die erste im Rahmen der hier mit „Emmen 1“ bezeichneten Untersuchung durchgeführt wurde. Die zweite Befragung stellt eine Wiederholungsbefragung der in „Emmen 1“ interviewten Jugendlichen dar und orientiert sich damit in Bezug auf Sample und Methoden auch an der ersten Befragungsrunde.

Zwei Befragungsrunden

Die erste Befragung der Jugendlichen wurde im Rahmen einer von der Eidgenössischen Ausländerkommission (EKA/BFM) initiierten Studie zum Thema „Soziale Vernetzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund“ durchgeführt. Die Erkenntnisse und Ergebnisse aus dieser Studie, die einen Schwerpunkt auf die Genese und Funktion der sozialen Einbindungen im biographischen Zusammenhang der Jugendlichen legte, wurden in einem in sich geschlossenen Bericht festgehalten (Mey/Rorato 2006).

Der *Zugang* zu den Jugendlichen wurde über die Schule bzw. den Schulsozialarbeiter der Gemeinde Emmen, über die Jugendarbeit der Gemeinde sowie über verschiedene, auch herkunftsspezifische Vereine und Organisationen gesucht (Fussball-, Handball- und andere Sportclubs, Jugendgruppe der albanischen Moschee, serbischer Kulturverein, portugiesische Schule, Jugendgruppe der katholischen Mission); es wurde darauf geachtet, neben den formal vernetzten Jugendlichen auch solche mit ausschliesslich informellen Vernetzungsmustern zu interviewen.

Das Sample der ersten Befragungsrunde wurde damals direkt nach der Berichterstellung zuhanden des Auftraggebers und im Hinblick auf die in der Zwischenzeit geplante Zweitbefragung bewusst nochmals erweitert, um eine genügend breite Basis für die Zweitbefragung zu schaffen, so dass anfangs 2007 schliesslich rund 50 Interviews in transkribierter Form vorlagen.

Die *zweite Befragungsrunde* wurde zwischen Oktober 2008 und Oktober 2009 durchgeführt. Der Abstand zwischen den beiden Befragungszeitpunkten liegt im Schnitt bei knapp drei Jahren, kann je nach Fall jedoch relativ stark variieren. Es handelt sich also nicht um ein systematisches Wiederholungsdesign mit identischen Zeitpunkten und -abständen, was mit der zeitintensiven Befragungsart, der relativ grossen Zeitspanne der ersten Erhebung durch die nachträgliche Erweiterung des Samples und allgemein mit der je unterschiedlichen Zugänglichkeit der Jugendlichen zu tun hatte (so musste z.B. auf LAP's und Auslandsaufenthalte Rücksicht genommen werden). Selbstverständlich sind die je unterschiedlichen Zeitpunkte und Abstände der Befragungen in der Analyse und Interpretation der Interviews mitberücksichtigt worden.

Nach Abschluss der ersten Befragungsrunde wurden sämtliche Jugendlichen angefragt, ob sie sich grundsätzlich für ein zweites Interview bereit erklären, was fast alle bejahten. (Dabei wurden auch Zugänglichkeit bzw. die Kontaktadressen der Jugendlichen sicher gestellt). Die ‚Ausfälle‘ in der Zweitbefragung gegenüber der Erstbefragung setzen sich zusammen aus einzelnen Jugendlichen, die von Anfang an ein zweites Interview abgelehnt hatten, die ein solches zwar bejahten, dann aber das zweite Mal nicht mehr erreichbar waren (z.B. infolge Auslandsaufenthalt oder Rückkehr) und solchen, die bei der zweiten Kontaktaufnahme angaben, nicht mehr mitmachen zu wollen.

Sample

Das Sample der vorliegenden Studie umfasst insgesamt 34 Jugendliche bzw. junge Erwachsene, mit denen zu je zwei Zeitpunkten biographisch-narrative Interviews durchgeführt wurden. Hinzu kommen 5 Jugendliche schweizerischer Herkunft, die ebenfalls zweimal befragt wurden. Die Erkenntnisse aus diesen Interviews mit Schweizer Jugendlichen sind für den vorliegenden Bericht bereits teilweise, aber noch nicht systematisch in die Analysen einbezogen worden, weshalb sie im Sample und in der nachfolgenden Aufzählung nicht mitgezählt sind. Die Interviewten weisen folgende Merkmale auf:

- *Geschlecht*: Es sind ungefähr gleich viele Männer wie Frauen vertreten (18 bzw. 16).
- *Alter*: Die Interviewten waren zum ersten Befragungszeitpunkt mehrheitlich zwischen 15 und 17 Jahre, zum zweiten Zeitpunkt zwischen 18 und 20 Jahre alt; einige wenige sind ein oder zwei Jahre älter.
- *Herkunft*: Die jungen Frauen und Männer sind unterschiedlicher natioethnischer Herkunft¹³ (u.a. portugiesisch, italienisch, serbisch, (kosovo-)albanisch, kroatisch, bosnisch).
- *Wohnort*: Die Interviewten waren sowohl zum ersten als auch zum zweiten Interviewzeitpunkt in der Gemeinde wohnhaft und leben in der Regel seit Geburt oder frühen Kindesjahren in der Schweiz
- *Bildung*: zum zweiten Befragungszeitpunkt befinden sich 18 Jugendliche in der Lehre, 6 in weiterführenden Schulen, 7 im Arbeitsmarkt und 3 auf der Suche nach einer Lehrstelle

Im Anhang findet sich eine Zusammenstellung der interviewten Jugendlichen mit differenzierteren Angaben und einer grafischen Darstellung der Bildungswege.

3.2. Biographisch-narrative Interviews

Die grundsätzliche Absicht der vorliegenden Studie – vertiefte Kenntnisse über das Zusammenspiel von strukturellen Bedingungen und individuellem Deuten und Handeln im Übergang ins Erwachsenenalter zu erhalten – legte es nahe, einen *biographietheoretischen Zugang* zu wählen: Die Biographieforschung unter anderem in Anlehnung an Fritz Schütze (1983) stellt einen geeigneten Zugang dar, um der Verschränkung von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen vertieft nachzugehen.

Als Erhebungsmethode diente entsprechend das *biographisch-narrative Interview*. Ziel eines biographisch-narrativen Interviews ist es, die Befragten zu einer ausführlichen, entlang ihren eigenen Relevanzen gestalteten Erzählung ihrer bisherigen Lebensgeschichte anzuregen. Nach der Eingangserzählung, die durch eine offen gehaltene Frage eingeleitet wird (im ersten Interview zur bisherigen

¹³ Mit dem Ausdruck natioethnisch sind sowohl nationale Staatszugehörigkeiten als auch ethnische Zugehörigkeiten miterfasst, insbesondere bei den Jugendlichen aus den ex-jugoslawischen Ländern können unterschiedliche Aspekte der Herkunft (Ethnie, Staat) relevant sein und es war deshalb, wenn die Jugendlichen ihre Herkunft nannten, nicht immer einfach zu erfassen, ob sie nun die ethnische oder die nationale Dimension ansprachen.

Lebensgeschichte, im zweiten zur erlebten Zeit seit dem letzten Interview), werden den Befragten im Rahmen eines immanenten und eines exmanenten Nachfrageteils jeweils ergänzende Fragen zu den besonders interessierenden Themenbereichen gestellt. Insgesamt wurde bei der Führung der Interviews darauf geachtet, dass folgende Themenbereiche zur Sprache kamen – und zwar möglichst immer im Rahmen von Erzählungen und also nicht im Rahmen eines simplen Frage-Antworte-Spiels: Familie/Verwandtschaft, Gleichaltrige, Schule und Beruf (Berufsfindung, Lehre/Arbeit), Freizeit, (natioethnische) Zugehörigkeiten.

Die Interviews wurden wahlweise bei den Jugendlichen zuhause, in ‚neutralen‘ Räumlichkeiten in der Gemeinde Emmen oder an der Hochschule Luzern durchgeführt. Sie dauerten zwischen eineinhalb und vier Stunden, wurden auf Tonträger aufgenommen und anschliessend lautgenau transkribiert.

Bei der *Auswertung* der Interviews orientierten wir uns grundsätzlich am *fallrekonstruktiven Verfahren* nach Schütze (1981) und Rosenthal (1995, 2005), das wir mit einem fallübergreifenden, stärker themenorientierten Verfahren in Anlehnung an Glauser und Strauss (1967) ergänzten. Die Kombination beider Verfahren erwies sich als geeignet, um der für biographische Untersuchungen überdurchschnittlich hohen Fallzahl und der entsprechenden Materialfülle gerecht zu werden und dennoch nicht auf die Erkenntnisse aus vertieften Fallanalysen verzichten zu müssen: Nach einer sorgfältigen Globalanalyse sämtlicher Fälle über beide Zeitpunkte (vgl. unten) folgte ein häufiges Wechselspiel zwischen fall- und themenorientierter Analyse – vertiefte Fallrekonstruktionen wechselten sich ab mit fallübergreifenden Analysen, in denen bestimmte Themen, die sich im Rahmen einer vertieften Fallanalyse als relevant erwiesen hatten, unter Einbezug sämtlicher Fälle bearbeitet wurden. Die fallübergreifende Analyse ihrerseits warf neue Fragen auf, denen im Rahmen der vertieften Rekonstruktion weiterer Fälle (die entsprechend der neu aufgeworfenen Fragen und mit Hilfe der Globalanalysen ausgesucht wurden) nachgegangen wurde. Auf diese Weise floss schliesslich das Material aus allen Fällen in die Analysen und Erkenntnisse ein, ohne dass jeder einzelne Fall einer umfassenden fallrekonstruktiven Analyse unterzogen worden wäre. Einen wesentlichen konzeptionellen Bezugspunkt der Analysen bildeten die *biographischen Handlungsmuster*, wie sie Schütze in seiner sehr dichten Arbeit von 1981 herausgearbeitet hat: Schütze identifiziert darin im Wesentlichen vier grundlegende Handlungsmuster (die er „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ nennt), nach denen Biographien strukturiert sind und die sich danach unterscheiden lassen, ob sie eher einem eigengestalteten, intentionalen Prinzip des Handelns oder eher einem passiven, fremdbestimmten Prinzip des Getriebenseins durch äussere Bedingungen entsprechen.

Zwei Befragungszeitpunkte: Gewinn und Herausforderung für die Analyse

Als besonderen Gewinn für die Analyse, aber auch als besondere Herausforderung im Rahmen des konkreten Auswertungsprozesses stellten sich die *zwei Zeitpunkte* der Untersuchung dar: Die Interviews aus zwei Zeitpunkten erlaubten nicht nur, die Entwicklung von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern über die Zeit besonders gut nachvollziehbar zu machen (und dabei insbesondere die in einigen Fällen stattgefundenen, grundlegenden Wandlungsprozesse im Sinne einer Umschichtung der biographischen Gesamtformung fassen zu können). Sondern die Tatsache, dass ein zweites Interview durchgeführt wurde, führte auch zu besonders ‚dichten‘ Erzählungen der in der Studie besonders interessierenden zentralen Übergangsphase nach dem Ende der obligatorischen Schulzeit, da diese Zeit erstens noch nicht lange her war und da zweitens aufgrund des bereits einmal stattgefundenen Interviews ein gewisse Vertrautheit mit der Interviewform (bzw. der interviewenden Person) gegeben war. Bei der Durchführung von Fallanalysen über beide Zeitpunkte wurde grundsätzlich immer vom ersten Interview ausgegangen (und die dortige Fallstruktur rekonstruiert), um dann in einem zweiten Schritt anhand der Hinzunahme des zweiten Interviews den weiteren Verlauf zu rekonstruieren und dabei herauszuarbeiten, ob und inwieweit sich im Lauf der Zeit Handlungsmuster verändert haben und ob allenfalls ein Wandel der biographischen Gesamtformung erkennbar ist.

Für die *Präsentation der Analysen* im Rahmen der Falldarstellungen haben wir uns für eine Variante entschieden, die den gesamten Verlauf über beide Zeitpunkte abbildet und nur dort, wo dies fürs angemessene Verständnis notwendig ist, explizit nennt, aus welchem Interview die jeweiligen Angaben bzw. Äusserungen stammen.

4. Falldarstellungen: Subjektive Antworten auf objektive Verhältnisse

4.1. Einführung und Übersicht

In Kapitel 3 sind anhand theoretischer Erklärungsansätze und empirischer Befunde die sozialen Verhältnisse beschrieben worden, in deren Kontext sich die Biographien der Jugendlichen mit Migrationshintergrund entwickeln. Um diese Biographien soll es nun gehen. Wir haben uns bewusst dazu entschieden, individuelle Falldarstellungen ins Zentrum der Studie zu stellen und damit die wichtigsten Erkenntnisse in einem ersten Schritt fallbezogen und erst anschliessend, im Rahmen der nachfolgenden Synthese in Kapitel 6, auch themenorientiert zu präsentieren. Dieses Vorgehen entspricht unserer Überzeugung, dass nur ein sehr ‚feiner‘, vorschnelle Typisierungen und Verallgemeinerungen vermeidender Blick auf Biographien von Jugendlichen mit Migrationshintergrund es ermöglicht, deren Lebensrealitäten angemessen zu erfassen und zu verstehen. Dabei gilt es, differenziert nachvollziehbar zu machen, wie die Verschränkung von äusseren Lebensbedingungen und individuellem Deuten und Handeln im Einzelfall zu Stande kommt: Biographien sind immer als je individuelle, von den Einzelnen subjektiv mit Sinn versehene Antworten auf gesellschaftliche Verhältnisse zu lesen.

Die sechs Biographien, die wir detailliert präsentieren, sind so ausgesucht worden, dass an ihnen eine möglichst grosse Vielfalt jener Muster und Mechanismen aufgezeigt werden kann, die wir in unseren Analysen als wesentlich im Leben der Jugendlichen herausgearbeitet haben. Jede Biographie repräsentiert dabei einen je anderen Typus der Verschränkung von Struktur, Deutung und Handlung und deren Entwicklung über die Zeit. Einige Falldarstellungen ergänzen wir durch kürzere Portraits von weiteren Jugendlichen, deren Biographie sich für einen Vergleich besonders anbietet, um auf diese Weise der Vielfalt der Lebensmöglichkeiten besser gerecht zu werden und Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede in den Biographien noch deutlicher aufzeigen zu können.

Wir beginnen mit **Paolo**, der als Sohn portugiesischer Arbeitsmigranten die wenig privilegierte Stellung seiner Familie in der Schweiz sehr bewusst wahrnimmt. Er reagiert darauf mit einer wechsellöblichen Mischung aus einerseits engagierter Hoffnung auf eine Verbesserung der familiären Situation, andererseits zurückhaltend-passiver Resignation angesichts als gering wahrgenommener Chancen. Wir zeigen an seiner Biographie die verschiedenen Prozesse auf, die dazu führen, dass er mit seiner eigenen beruflichen Platzierung die Stellung der Eltern im sozialen Raum zumindest teilweise reproduziert. Die Darstellung wird ergänzt durch ein kurzes Portrait von **Carlos**, der ein ähnliches Muster aufweist wie Paolo, der aber noch konsequenter als dieser dazu übergegangen ist, sich seine Zufriedenheit und seine Ziele nicht im Beruf, sondern im ausserberuflichen Bereichen zu suchen bzw. zu setzen. Auch **Joaquin** hat, wie Carlos und Paolo, zwar eine Lehrstelle gefunden, wie diese beiden aber ebenfalls nicht in jenem Bereich, in der er sich gerne ausgebildet hätte; er hat die Lehrstelle inzwischen abgebrochen, was er bereut, und hofft jetzt darauf, über ein Praktikum in einem anderen Bereich nochmals einsteigen zu können. **Ardita** ist eine junge Frau, die im Gegensatz zu den genannten jungen Männern und unter anderem in Auseinandersetzung mit den in ihrem Herkunftsland angebotenen Frauenrollen eine starke Bildungsorientierung entwickelt. Sie traut sich einen schulischen Aufstieg zu, kann dann aber das Ziel, sich über ihre Ausbildung etwas Eigenes zu schaffen, im Kontext eines tendenziell geschlechts- und herkunftssegregierenden Arbeitsmarktes nur bedingt erreichen und sucht daraufhin nach neuen, eigene Wünsche zu erfüllen, die zum Teil auch im ausserberuflichen Bereich angesiedelt sind. Arditas Beispiel stellen wir ein kurzes Portrait einer weiteren jungen Frau, **Raquel**, hinzu, die wie Ardita ebenfalls auf der Suche nach einer eigenen Existenz ist, deren Suche aber insofern noch engere Grenzen gesetzt sind, als sie im Vergleich zur verwandtschaftlich gut ein-

gebetteten Ardita weniger Rückhalt und Ressourcen in ihrem familiären Umfeld findet. **Blerims** Weg gestaltet sich wieder anders: Schon früh auf intensiver Suche nach sozialem Anschluss und Anerkennung und bald verstrickt in Prozesse von wechselseitiger Fremd- und Selbstaussgrenzung, schliesst er sich während der Mittelstufe einer abweichend-devianten Jugendgruppe an. Er schafft den Einstieg in eine Berufsausbildung daraufhin erst nach erheblicher Verzögerung, dann allerdings in für ihn sehr befriedigender Weise; dabei rührt seine aktuelle Zufriedenheit auch daher, dass er sich während seiner Zwischenjahre im Kontext seiner Community kontinuierlich Handlungsräume eröffnen konnte. Im Vergleich zur wechselvollen Biographie Blerims verläuft **Fatlums** Weg von aussen gesehen bruch- und problemlos, doch lässt sich gerade an seinem Beispiel gut aufzeigen, wie solche häufig vorkommenden, vergleichsweise ‚unspektakulären‘ Übergänge nur dank hoher Einsatzbereitschaft und ausgeprägter Anpassungsfähigkeit möglich sind; umso mehr vermisst Fatlum dann allerdings die volle Anerkennung als gleichwertiges Gesellschaftsmitglied durch die Gewährung des Schweizer Bürgerrechts. Die Biographie von **Tereza** ist ebenfalls von Aufstiegszwecken geprägt, anders als Fatlum geht Tereza ihren Weg jedoch, indem sie sich sehr bewusst an einem schweizerischen Umfeld orientiert und hier sozialen Anschluss sucht und findet, während sie nur noch wenige Kontakte mit Personen aus ihrem eigenen Herkunftsland aufrecht hält. **Eliras** Weg, den wir im Anschluss an Tereza im Rahmen eines Kurzportraits darstellen, gleicht zunächst jenem von Tereza, indem auch sie sich stark an einem Schweizerischen Umfeld zu orientieren sucht und sich unter anderem wie Tereza in vielen verschiedenen Vereinen engagiert. Doch stösst Elira später in den verschiedensten Lebensbereichen (Lehre, Einbürgerung, Familie) an Grenzen und ihr Optimismus und Gestaltungswille werden stark gebremst. Den Abschluss der Falldarstellungen macht **Janko**, an dessen Beispiel wir ein in unserem Sample sehr häufig wiederkehrendes Deutungs- und Handlungsmuster beschreiben: Auch sein Übergang verläuft, wie jener Fatlums, vergleichsweise kontinuierlich und bruchlos, doch während Fatlums Weg stark von einem Wunsch nach Anerkennung getragen ist, stellt in Jankos Biographie der Wille nach Unabhängigkeit das prägende Motive dar: Jenseits des Bedarfs nach sozialer Anerkennung und Partizipation gilt es für ihn via beruflicher Platzierung primär die eigenen Handlungsspielräume zu sichern.

In den grau unterlegten Kästchen findet sich nach jeder ausführlich dargestellten Biographie jeweils eine dazugehörige Falltypisierung, die das Wichtigste zusammenfasst (und mit deren Hilfe sich eilige Leser(innen) orientieren und entscheiden können, welche Fälle sie allenfalls nicht im Detail lesen wollen). Sämtliche Namen im Rahmen der Falldarstellungen sind Pseudonyme. Die Biographien sind soweit verfremdet worden, dass die Anonymität gewährleistet ist.

4.2. Paolo: „Dann bin ich halt auf den Bau gegangen“

Die Eltern von Paolo kommen beide sehr jung aus Portugal in die Schweiz, um hier Arbeit zu finden: die Mutter mit 19, der Vater mit 17 Jahren. Sie lernen sich hier kennen und heiraten. Paolo ist ihr erstes Kind, vier Jahre später wird eine Tochter geboren. Als Paolo bereits in der Mittelstufe ist, kommt das jüngste Kind, nochmals ein Sohn, zur Welt. Die Familie muss anfänglich öfters umziehen, wodurch Paolo jeweils seine Kollegen verliert, nun lebt sie aber schon seit über 10 Jahren in Emmenbrücke. Da beide Eltern arbeiten, sind Paolo und seine Schwester am Anfang oft alleine, Paolo muss auf die Kleine aufpassen. Einige Verwandte leben ebenfalls in der Schweiz, die Beziehungen untereinander sind aber nach verschiedenen Geldstreitigkeiten nicht gut. Paolos Mutter arbeitet seit rund zwanzig Jahren als Kassierin in einem Lebensmittelgeschäft, sein Vater auf dem Bau. – Das erste Interview mit Paolo führen wir kurz nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit, das zweite während seines dritten Lehrjahres.

Paolo besucht in Emmenbrücke den Kindergarten, anschliessend die Primar- und dann die Realschule. Er erzählt nicht viel über seine Schulzeit, „alles ist gut gelaufen“, meint er lapidar, und es gab „keine Probleme“ – ein Ausdruck und ein Massstab, den er und auch andere Jugendliche mit ähnlichem Hintergrund wie er sehr oft verwenden. Seit er 12 Jahre alt ist, spielt Paolo Fussball, was ihm sehr gut gefällt und wo einige vertraute Freundschaften entstanden sind. Abgesehen vom Fussball verbringt Paolo seine Freizeit lieber nicht in Vereinen. Vom Jugendparlament¹⁴ hat er noch nie gehört, und Pfadi, sagt er, sei nichts für ihn: er mache nicht gerne freiwillig „Sachen dreckig“. Wichtiger sind ihm die nicht organisierten Kontakte zu seinen Kollegen, er bewegt sich während der Schulzeit in einem multinationalen Kollegenkreis (ohne Schweizer Jugendliche), ist viel mit den Kollegen unterwegs, besucht Parties, trinkt manchmal auch Alkohol, sei sonst aber ein „normaler Typ“, der z.B. nicht Gewalt anwende, wie er sagt: „Ich suche keine Probleme und so. Ich bin einfach mit meinen Kollegen zusammen, will es lustig haben und so.“ Eine solch klare Selbstverortung bzw. Abgrenzung gegenüber Personen, die „Probleme suchen“, kommt bei den interviewten Jugendlichen immer wieder vor und weist auf die Alltäglichkeit, aber auch auf die Notwendigkeit von entsprechenden Grenzziehungen unter Jugendlichen hin, die sich ihren Platz im heterogenen Feld der Jugendkulturen suchen. Abgrenzungen erhalten dort ihre besondere Dringlichkeit, wo Kontakte und Konfrontationen mit devianten Milieus aufgrund des sozialen Ortes, an dem man sich befindet, wahrscheinlicher werden.

Gegen Ende der Schulzeit nimmt Paolo wahr, wie schwierig es für Jugendliche ist, eine Lehrstelle zu finden. Aufgrund seiner guten Noten hofft er jedoch, dass er nicht allzu grosse Schwierigkeiten haben wird. Sein Wunsch wäre, einen Beruf im Bereich Verkauf bzw. Detailhandel zu erlernen. Doch die Suche nach der Lehrstelle gestaltet sich sehr schwierig. Paolo erhält immer wieder Absagen auf seine Bewerbungen, er beginnt an seiner Vorgehensweise und seiner Person zu zweifeln, die anfängliche Hoffnung weicht zunehmender Resignation: „Weil ich hatte immer nur Absagen bekommen und ja, da geht es... ja, die Motivation mit der Zeit weg und so, weil, wenn man nur Absagen bekommt und man sieht die Klassenkameraden haben Zusagen und so, ja da fragt man sich was man falsch macht oder was falsch ist an einem.“ Zwar erhält Paolo Unterstützung von den Lehrpersonen, doch diese könnten auch „keine Wunder machen“. Als die Schule zu Ende ist, steht Paolo ohne Anschlusslösung da.

Es folgt eine sehr schwierige Zeit. Paolo mag sich einerseits kaum noch überwinden, sich zu bewerben und neue Absagen zu riskieren, andererseits setzen ihn seine Eltern stark unter Druck, sich um seine Zukunft zu kümmern. Das Familienklima beginnt zu leiden. „Es ist auch ein bisschen schade

¹⁴ Das Jugendparlament ist eine von der Jugendarbeit initiierte Institution in der Gemeinde Emmen zur Förderung der Partizipation von Jugendlichen am gesellschaftlichen Leben.

gewesen, weil... Man ist daheim gewesen und die Eltern siehst du jeden Tag heim kommen, und sie haben gesagt ‚ja du hast nichts gefunden, jetzt hängst du nur daheim‘ und so, ‚du bist faul, machst nichts‘ und so, das hat dich auch ein bisschen, wie runter gedrückt, mit den Nerven und so, weil, man hat nichts gefunden, und dann, die Eltern hacken noch auf dir rum und... Es ist schon schade gewesen.“

Auch das Geld wird knapp, Paolo kann sich nichts mehr leisten und wagt es auch nicht, seine Eltern um etwas Geld zu bitten, etwa wenn er mit Kollegen in den Ausgang möchte. Er beginnt eine Arbeit zu suchen – dort, wo es für ihn am nahe liegendsten ist: Sein Vater gibt ihm den Tipp, dass man auf der Baustelle immer Leute brauchen könne. Paolo informiert sich via Internet, telefoniert rum und findet bald einen Hilfsjob als Gipsler auf dem Bau. Besonders die Mutter drängt ihn jedoch weiter, eine Lehre zu suchen. Von einigen Kollegen erfährt er, dass das Brückenangebot für Jugendliche ohne Lehrstelle sehr gut sei, unter anderem, weil die Lehrer dort gute Beziehungen zu Chefs von Firmen hätten (eine Form von sozialem Kapital, die bei Jugendlichen wie Paolo sonst nicht vorhanden ist). Paolo meldet sich an und kann nach einem halben Jahr in ein kombiniertes Brückenangebot einsteigen. Im Brückenangebot greift man – aus dessen Optik ebenfalls naheliegenderweise – auf Paolos bisherige Erfahrungen im Gipserberuf und sein inzwischen erhaltenes gutes Arbeitszeugnis zurück: „Dann haben sie mich darauf hingewiesen, dass ich flexibel sein muss heutzutage, weil sonst wird es schwieriger eine Stelle zu finden. Ehm und dann bin ich halt auf den Bauberuf gegangen. (...) Ja, dann habe ich halt, von den Traumberufen die ich machen wollte, musste ich halt abweichen und irgend etwas anderes machen, damit ich weiter komme, ja.“ Paolo fügt sich also der Arbeitswelt und ihren Regeln, auch wenn diese ihm in seiner Situation vor allem in Form von Zwängen entgegen kommen: „Weil da in der Schweiz wirst du nichts ohne irgend ein Diplom oder irgend ein Zettelchen in der Hand, und dann musst du, ja, auch wenn es irgend etwas ist, das dir gar nicht gefällt, aber wenigstens ziehst du die drei Jahre durch oder vier, damit du etwas in der Hand hast.“

Diese Feststellung formuliert Paolo nicht zuletzt im Wissen um das Schicksal seiner Eltern, bei denen er tagtäglich miterlebt, wie sie sich ihr Leben ohne Ausbildung hart erarbeiten müssen. So ist Paolo denn auch froh um die Vermittlung seiner Lehrstelle und er beurteilt das Brückenangebot im Rückblick als positiv: Er findet es gut, dass es für Jugendliche ohne Lehrstelle ein solches Angebot gibt. So hätten sie wenigstens etwas zu tun, könnten zur Schule gehen und würden nicht immer daheim sitzen.

Die Lehre und die zu verrichtende Arbeit erlebt Paolo als sehr anstrengend. Er erzählt, dass er immer sehr früh aufstehen müsse, die Arbeit schmutzig sei (wo ihm doch Sauberkeit immer wichtig war) und er am Abend immer „total kaputt“ sei. Dennoch sieht er auch Positives: Er ist zufrieden mit dem Betrieb, in dem er arbeitet, er fühlt sich gut betreut, die Leute und insbesondere sein Chef seien alle sehr nett. Es seien alles Italiener. Paolo freut sich darüber, wenn er in seiner Arbeit Verantwortung übernehmen kann und am Abend sieht, was er gemacht hat. Und auch, dass ihm der Chef bereits angeboten hat, nach Abschluss der Lehre im Betrieb zu bleiben, erlebt Paolo positiv: Es sind erste Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, die er hier, zumindest im praktischen Teil seiner Arbeit, macht. Als ungleich schwieriger erlebt Paolo die Berufsschule – ein Muster, das wir bei sehr vielen der interviewten Jugendlichen beobachten. Paolo hat grosse Mühe, dem Stoff zu folgen, schildert, wie dies fast allen seiner Klasse so gehe, wie die Lehrer sich aber überhaupt nicht darum kümmerten. Offenbar haben die Schüler bereits mehrmals das Gespräch mit dem Rektor gesucht, dabei aber ihre Ohnmacht erlebt: Der Rektor habe ihnen zwar jedes Mal zugehört, doch genützt habe es nichts. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews ist Paolo deshalb ziemlich verzweifelt und er macht sich grosse Sorgen, dass er die LAP wegen der schulischen Noten nicht bestehen könnte. Offensichtlich kennt und weiss Paolo auch niemanden, bei dem er sich Unterstützung holen könnte, das entsprechende soziale Kapital fehlt. Wie schon während seiner Lehrstellensuche begegnet Paolo der Situation auch diesmal mit einer Mischung aus verzweifelter Hoffnung und Resignation.

Dabei wünscht sich Paolo unbedingt, die Lehre abschliessen zu können: nicht zuletzt, um die finanzielle Situation in seiner Familie entlasten zu können, damit seine Eltern etwas weniger arbeiten müssten. Denn Paolo ist sich sehr bewusst, wie knapp die Mittel seiner Familie sind. Nicht nur ist vergleichsweise wenig ökonomisches und bildungsrelevantes kulturelles Kapital vorhanden, sondern man verfügt auch über wenig soziales Kapital. Paolo nimmt dies sehr deutlich wahr, etwa wenn er erzählt, wie nie jemand da gewesen sei, wenn die Familie Probleme hatte. Paolo hat seine Familie sehr gerne und fühlt sich ihr eng verbunden. Dies wird etwa dort deutlich, wo er über seine Geschwister und seine Eltern spricht. In einer kurzen, aber sehr dichten Passage berichtet er in liebevollen Worten von seinem kleinen sechsjährigen Bruder, der „etwas vom Besten“ sei, das seiner Familie habe passieren können, denn er halte die Familie zusammen und bereite sehr viel Freude. Etwas Sorgen macht sich Paolo um seine ältere Schwester, die mittlerweile ebenfalls auf Lehrstellensuche sei und als eher schwache Schülerin besonders schlechte Voraussetzungen habe. Über seinen Vater erzählt Paolo mitfühlend, wie er eine Rückenoperation gehabt habe und seither an starken Schmerzen leide, seine Arbeit im Baubereich jedoch nach einer kurzen Pause wieder aufgenommen habe, da das Geld sonst nicht ausgereicht hätte. In den Erzählungen über die Mutter schliesslich kommt auch Stolz und Bewunderung zum Ausdruck: Sie habe es trotz ihren eigentlich schlechten Voraussetzungen – als eine, die „von aussen“ gekommen sei, als junge Frau alleine in der Schweiz, ohne Ausbildung und ohne Deutschkenntnisse – weit gebracht: „Ich finde das was sie durchmacht und so... man kann zu ihr raufschauen und so... ein richtiges Vorbild. Auch wenn sie krank ist oder so, sie macht immer alles für uns und so.“ So sind es nicht nur der elterliche Druck und die finanzielle Notlage, die Paolo in die Arbeit und einen eigentlich ungeliebten Beruf führen, sondern es sind auch Einfühlungsvermögen und Gefühle der Dankbarkeit und Bewunderung seinen Eltern gegenüber. Die enge Bindung an seine Familie und die Verpflichtung, die er ihr gegenüber verspürt, ist ein starker Antrieb für Paolo, durchzuhalten und sich letztlich den Zwängen und der Fremdbestimmung zu fügen, die er in der Arbeitswelt bzw. in den ihm darin offen stehenden Positionen wahrnimmt und denen er sich gerne entzogen hätte.

Diesem eng verwobenen Komplex von Arbeit und Familie stehen in Paolos Leben seine langjährigen Freunde gegenüber, die ihm sehr wichtig sind und denen er, wie er erzählt, immer voll und ganz vertrauen könne: Sie stünden immer hinter ihm. Anders als bei vielen anderen Jugendlichen in unserem Sample haben die meisten Freundschaften von Paolo auch über das Ende der obligatorischen Schulzeit hinaus gehalten. Seine engsten Beziehungen sind, ebenfalls im Unterschied zu vielen anderen Jugendlichen, nicht verwandtschaftlich konnotiert, da der Kontakt zu den Cousins und Cousinen nach den Konflikten in der Elterngeneration auseinandergebrochen ist. Paolo ist eingebunden in ein multinationales, vorwiegend männliches Umfeld, nebst portugiesischen sind u.a. auch spanische und serbische Jugendliche vertreten. Keinen Kontakt, weder im Beruf noch in der Freizeit, hat Paolo zu schweizerischen Jugendlichen.¹⁵ Paolo hat eine (spanische) Freundin, mit der er viel Zeit verbringt. Sie ist zum zweiten Interviewzeitpunkt trotz sehr guten Zeugnissen erfolglos daran, eine Lehrstelle in der Pflege zu finden, und Paolo nimmt wahr, dass es auch für sie sehr schwierig ist, die Hoffnungen und die Motivation nicht ganz zu verlieren.

Die meisten von Paolos Kollegen haben eine Lehr- oder eine Arbeitsstelle in ähnlichen Berufen wie Paolo, einzelne sind arbeitslos: Es sind die tendenziell wenig privilegierten Regionen des sozialen Raums, in denen sich Paolo und seine Kollegen bewegen. Die Freunde stehen für gegenseitige Solidarität, aber auch für gemeinsam erlebten Spass. Man ist zusammen im Ausgang, trinkt etwas, feiert. Mit vielen dieser Kollegen spielt Paolo Fussball, auch dies eine der Arbeit alternative Sinnwelt, die ihm wichtig ist: „Ich gehe noch recht gern ins Fussball und so, weil da ist man wenigstens unter Kollegen und so, man hat seinen Spass, ja, man ist... Die Probleme sind eine Weile weg, das ist noch gut.“

¹⁵ Nicht nur zu schweizerischen *Jugendlichen*, sondern generell zu Schweizerinnen und Schweizern hat Paolo so gut wie keinen Kontakt. Eine Ausnahme dürften die Lehrkräfte und der Rektor in der Berufsschule sein (denen gegenüber er sich wie geschil- dert tendenziell ohnmächtig fühlt).

Mit seinen Freunden teilt Paolo auch die Erfahrungen von gesellschaftlicher Stigmatisierung und verweigerter Teilhabe, wie sie sie unter anderem im öffentlichen Raum und insbesondere im Ausgang erleben: Immer wieder wird ihnen der Zugang zu Diskotheken verwehrt, ohne offiziellen Grund bzw. „immer nur wegen dem Namen“ (und Paolo meint da natürlich: wegen dem ausländisch klingenden Namen); eine Erfahrung, die Paolo und seine Kollegen mit sehr vielen Jugendlichen ausländischer Herkunft teilt. Die Ereignisse werden unter den Jungen gemeinsam diskutiert und verarbeitet: Paolo erzählt, wie einige seiner Kollegen die Zurückweisung jeweils „nicht ertragen“ könnten und dann „immer so diskutieren“. Sie würden dann jeweils auf – zumeist portugiesische – Diskotheken in Zürich oder anderswo ausweichen, die zwar leider weit entfernt seien, wo man aber wenigstens sicher sein könne, reingelassen zu werden. Die Mechanismen von verweigerter Teilhabe und Ausweichen als Reaktion, die hier zum Ausdruck kommen, prägen das Freizeitverhalten von sehr vielen der von uns interviewten Jugendlichen und führen zu ausgeprägten Segmentationstendenzen im Ausgehmarkt.

Verweigerter oder erschwerter Zugang in verschiedenen Bereichen (u.a. Lehrstelle, Ausgehlokale) ist ein geteiltes Wissen unter den Jugendlichen, und die Selbst- und Fremddefinition als „Ausländer“ ist für Paolo und seine Kollegen selbstverständlich: „Ausländer sind ja da nicht so willkommen in der Schweiz“, hält er fast nebenbei fest. Die Selbstverständlichkeit, mit der Paolo sich als Ausländer bezeichnet, ist vor dem Hintergrund, dass er selber bereits hier geboren ist und seine Eltern seit deren eigenen Jugendjahren in der Schweiz leben und arbeiten, besonders bemerkenswert. Obwohl sich dies die Mutter für den Sohn gewünscht hätte und es diesem auch schon wiederholt vorgeschlagen hat, möchte sich Paolo auch nicht einbürgern lassen, weil er dafür – dies benennt er explizit – zu stolz sei. Stolz ist das, was Paolo der Wahrnehmung, nicht willkommen zu sein, entgegenzuhalten hat. Er bleibt deshalb dabei, auch wenn ihm bewusst ist, dass für ihn nach einer Einbürgerung einiges, zum Beispiel die Jobsuche, wohl etwas leichter wäre: „Aber das ist mir irgendwie egal, entweder akzeptieren sie mich wie ich bin oder..., ja.“

Angesprochen auf seine Zukunft sagt Paolo, dass er irgendwann vielleicht einmal nach Portugal zurückkehren werde, so wie dies auch seine Eltern vorhaben: ein Plan, in welchem die Verbundenheit zu den Eltern und die wahrgenommene Nicht-Zugehörigkeit zur Schweiz gleichermassen zum Ausdruck kommen. Fest steht für ihn, dass er, solange er in der Schweiz lebt, in Emmen bleiben möchte: hier, wo auch seine Kollegen sind und es ihm wohl ist.

Falltypisierung

Paolo steht für einen Jugendlichen, der früh wahrnimmt, dass harte Arbeit das Los seiner Eltern und der Ausländer/innen ist, denen er sich selber zuzählt. Er teilt und verarbeitet dieses Wissen unter Gleichaltrigen, die aus einem ähnlichen sozialen Hintergrund kommen wie er. Er würde der Welt der körperlich harten Arbeit, die ihm schon in seiner Familie als Welt der Zwänge begegnet, am liebsten enttrinnen, obwohl gerade er hierzu besonders schlechte Karten und bereits die bisherige Schulkarriere als tendenziell fremdbestimmt erlebt hat. Der Lehrstellensuche begegnet er mit einer Haltung, die man als ‚labile Hoffnungen‘ bezeichnen könnte: Hoffnungen, vielleicht doch Zugang zu einem Beruf zu erhalten, der einem gefallen könnte, aber auch Hoffnungen, die bei den ersten Enttäuschungen schnell in Resignation und Rückzug umschlagen können. Die Verbundenheit zur eigenen Familie und materieller Druck bringen ihn dazu, durchzuhalten, sich zu fügen und sich schliesslich in jener Position wiederzufinden, der er gerne hätte enttrinnen wollen. Auch wenn ihm die Lehre an sich nicht schlecht gefällt und der Lehrmeister ihn schätzt, gewinnt die Arbeit damit kaum subjektive Relevanz im Sinne eines Lebensbereichs, in dem man sich wesentlich einbringen und entfalten könnte. Alternative Sinnwelten schafft sich Paolo gemeinsam mit den langjährigen Freunden, hier lassen sich Zugehörigkeit, Freude und Anerkennung erfahren. Subjektiv relevante Kontakte zu Schweizerinnen und Schweizern gibt es nicht. Der marginalisierte Status gewinnt eine weitgehende Selbstverständlichkeit,

als Reaktion verbinden sich Strategien des Fügens und Ausweichens mit dem Selbstverständnis eines stolzen Ausländers.

Verortung im Sample, Vergleichs- und Kontrastfälle

Die an Paolos Beispiel aufgezeigten Prozesse und Mechanismen prägen auch andere Biographien in unserem Sample, und einige Jugendliche weisen sogar eine nahezu identische Konstellation auf wie Paolo. Bei all diesen Jugendlichen fällt das hohe Bewusstsein als Angehörige(r) einer marginalisierten sozialen Gruppe als durchgehendes Muster auf. Während bei Paolo die Wahrnehmung geringer Chancen und die damit verbundene Mischung aus Hoffnung und Resignation die gesamte bisherige Übergangsphase prägen, gibt es auch Jugendliche, bei denen sich vergleichbare Muster erst in einer späteren Phase der Biographie (zum Beispiel aufgrund starker oder wiederholter Erfahrung von Fremdbestimmung) entwickeln. Es kommt aber auch vor, dass ein anfänglich eher passiv-resigniertes Anpassungsmuster durch positive Erfahrungen von Wirksamkeit und Anerkennung in späteren Phasen überwunden werden kann.

Bei *Carlos* findet sich eine ähnliche Ausgangskonstellation wie bei Paolo, doch im Vergleich zu Paolo orientiert sich der familiär etwas weniger stark eingebundene Carlos noch konsequenter an einer jugendkulturell geprägten alternativen Sinnwelt.

Carlos – Kunst gegen Monotonie

Carlos nimmt sehr bewusst eine herkunftsspezifische Segmentierung der Arbeitswelt wahr und bringt seine Beobachtungen folgendermassen auf den Punkt: „Also die Baustellen, die gehören ja hier den Ausländern“. Carlos, künstlerisch sehr begabt, hat sich als Junge immer gewünscht, Comiczeichner zu werden. Der Primarlehrer machte ihn dann früh darauf aufmerksam, dass das „gar kein richtiger Beruf“ sei (eine Deutung, die je nach Milieu wohl auch anders ausgefallen bzw. dem Kind differenzierter kommuniziert worden wäre). Als die Lehrstellensuche näher rückt, sucht Carlos in ebenso kreativer wie realitätsnaher Auseinandersetzung mit seinen Chancen eine Lehre als Autolackierer: weil dies, wie er sagt, zumindest entfernt noch etwas mit seinen Talenten und Interessen zu tun hätte. Doch die Suche misslingt und Carlos steigt ins kombinierte Brückenangebot ein, wo er schliesslich in eine Maurerlehre vermittelt wird. Noch expliziter als Paolo entzieht Carlos daraufhin der beruflichen Sphäre jegliche Relevanz für sein Leben: „Die Arbeit, das ist einfach die totale Monotonie“, sagt er. „Jeden Tag das Gleiche“. Wie Paolo ist auch Carlos in eine langjährige jugendkulturelle Gruppierung eingebettet und baut sich hier eine alternative Sinnwelt auf, indem er mit seinen Kumpels intensiv Musik (Hip Hop) macht. Carlos kann seine Kreativität hier so gut ausleben und fühlt sich in der Gruppe so wohl, dass er trotz dem eigentlich verhassten Beruf eine grosse Zufriedenheit mit seinem aktuellen Leben äussert. Er möchte später nach wie vor in Emmenbrücke oder dann in Portugal leben.

Am Beispiel von *Joaquin* zeigt sich, wie die beschriebenen Deutungs- und Anpassungsmuster unter ungünstigen Bedingungen in prekäre Lebenssituationen führen können:

Joaquin – abgebrochene Lehre

Joaquin blickt auf eine sehr schwierige, wechselvolle Schulkarriere zurück, in welcher sich dominante Erfahrungen von Fremdbestimmung mit kurzen Phasen der Hoffnung und der Lust auf Eigengestaltung abwechseln. Wie die beiden eben geschilderten jungen Männer findet auch Joaquin nach Abschluss der obligatorischen Schule keine Lehrstelle, und er wird auch vom Brückenangebot nicht aufgenommen, worauf sein Vater ihm eine Arbeit auf der Baustelle (wo Joaquin nie hinwollte) vermittelt. Über diesen Weg gelingt Joaquin schliesslich doch noch der Zugang zu einer Lehrstelle.

Doch muss er diese wieder abbrechen, als er in der Schule zu schlechte Noten hat. Joaquin möchte kein ausführliches Interview mehr geben, erzählt uns im Rahmen eines Telefoninterviews jedoch, dass er den Lehrabbruch sehr bereue. Er hat inzwischen ein RAV-Programm besucht und aktuell ein Praktikum in einem anderen Bereich in Aussicht und hofft, auf diese Weise doch nochmals Zugang zu einer Lehrstelle zu finden. An dieser Lösung fände er positiv, dass er dann in einem Bereich arbeiten könnte, der ihm inhaltlich etwas besser gefallen würde als dies bei der vorherigen, abgebrochenen Lehre der Fall war.

4.3. Ardita: „Einmal etwas für mich selber machen“

Arditas Vater kommt bereits vor seiner Familie in die Schweiz, um hier zu arbeiten. Seine Frau und die Kinder leben weiterhin im Kosovo. Über einige Jahre reisen sie phasenweise per Visum in die Schweiz, bis sich die Familie entscheidet, ganz hier zu bleiben. Kaum sind alle da, erleidet der Vater einen schweren Unfall auf der Baustelle. Er kann nie mehr arbeiten und bezieht in der Folge eine IV-Rente. Damit werden in der Familie auch die traditionellen Rollenverhältnisse auf den Kopf gestellt: Der Vater bleibt zu Hause und sorgt sich um die Kinder, während die Mutter eine Stelle in der Reinigungsbranche findet, wo sie fortan arbeitet. Ardita hat zwei Geschwister, sie ist das mittlere Kind. Ausserdem wohnen zwei nah verwandte Familien ebenfalls in Emmenbrücke, die Beziehungen sind sehr gut und vertraut. Viele weitere Verwandte leben im Kosovo. – Das erste Interview führen wir mit Ardita, als sie in der zweiten Oberstufe ist, das zweite während ihres ersten Lehrjahres.

Ardita erinnert sich, wie der Unfall des Vaters und die daraus folgenden Probleme und der Rollentausch zwischen Mutter und Vater ihre frühen Lebensjahre prägten. Zu den finanziellen Sorgen kam hinzu, dass ihre Mutter nebst ihrem anstrengenden Arbeitsalltag nie viel Zeit für die Kinder hatte. Ardita ist ein lebhaftes Kind. Als sie in die Schule kommt, findet sie leicht Kontakt zu den anderen Kindern und fühlt sich jeweils sehr wohl in ihrer Klasse. In der Oberstufe gehört sie einer grösseren Mädchengruppe an, die sich über einen bestimmten Kleidungsstil definiert, klassen- und nationenübergreifend ist und sich in jeder Pause trifft.

Nach der Primarschule wird Ardita in die Realschule eingeteilt, doch der neue Lehrer sieht rasch, dass die aufgeweckte Schülerin das Niveau der Sekundarschule erreichen könnte und schlägt ihr einen Wechsel vor. Ardita hat sich inzwischen bereits mit ihren möglichen Berufschancen in den jeweiligen Schultypen auseinandergesetzt: „Und ich habe gemerkt ich habe (in der Sekundarschule) mehr Lehrstellen zur Verfügung als die Realschüler. Ich habe immer gedacht es ist gleich aber... Ich habe den Unterschied gesehen. Weil in der ersten habe ich mich ein bisschen interessiert zu schauen was ich so machen kann. Da habe ich gemerkt ich kann nur Verkauf und: so Detailhandelsassistentin, Coiffeur und solches Zeug. Das hat mich eigentlich nicht so interessiert. Ich mache lieber etwas, also wie Dentalassistentin, Praxisassistentin und so. Das was man nicht mit Real werden kann.“ Ardita zögert noch, da sie die Klasse und ihre Freundinnen so gerne hat, doch sowohl der Lehrer als auch ihre Eltern, denen eine gute Ausbildung für ihre Tochter wichtig ist, drängen auf den Wechsel in die Sekundarschule. Schweren Herzens verlässt Ardita die Klasse und resümiert im Rückblick: „Aber nachher habe ich gemerkt, das Leben geht weiter. Ich muss, ich muss für meine Zukunft denken.“

In diese ihre Zukunft investiert Ardita konsequent, sie lernt viel und engagiert. Den Koranunterricht, den sie bis anhin besucht hat, bricht sie im Einverständnis mit den Eltern ab, um sich noch mehr auf die Schule konzentrieren zu können, und auch ihr gelegentliches Mitmachen in Sportvereinen sistiert sie im Hinblick auf die bevorstehende Phase der Berufsfindung. Arditas Einsatzbereitschaft und Zielstrebigkeit sind eingebettet in einen familialen Kontext, in dem beide Eltern sich eine gute Bildung für ihre Tochter wünschen. Ardita hat ihre Familie und ihre Verwandten sehr gerne, sie bedeuten ihr viel. Das relevante Verwandtschaftsnetz erstreckt sich über verschiedene Regionen der Schweiz und den Kosovo. Ardita ist sehr genau informiert über das Wohlergehen aller Verwandten, freut sich oder leidet mit, wenn etwas klappt oder nicht gut läuft. Mit jenen Familien, die ebenfalls in Emmenbrücke leben, verbringt man viel gemeinsame Zeit: Während ihrer Schulzeit sieht Ardita ihre Verwandten fast täglich. Selbstverständlich ist für sie überdies auch, dass sie regelmässig im Haushalt mithilft, wo es in ihrer Familie immer viel Arbeit gibt. Gerade ihre Verbundenheit mit der Familie und der Verwandtschaft hier und im Kosovo bringt Ardita jedoch auch dazu, sich intensiver mit einem möglichen

Leben in ihrem Herkunftsland und den damit verbundenen Lebenschancen auseinanderzusetzen.¹⁶ Während ihren Besuchen im Kosovo realisiert sie, dass es ihr viel wert ist, sich durch ein Leben in der Schweiz den „älteren Traditionen“, wie sie es nennt und womit sie insbesondere geschlechtsspezifische Rollenerwartungen meint, entziehen zu können: „Wenn dort zum Beispiel ein Mädchen, das zwanzig ist, sie muss heiraten. Sonst geht das nicht und so. Aber hier ein Mädchen das zwanzig ist macht immer noch eine Lehre oder sie studiert und alles. Und darum finde ich es hier eigentlich besser. Weil man hier ein Leben für sich organisieren und planen kann und alles.“

Arditas Bildungsorientierung und ihre Einsatzbereitschaft werden durch ihre persönliche Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft also zusätzlich gestärkt. Sie sagt im Hinblick auf die Lehrstellensuche im ersten Interview von sich, dass sie „gerne Gas“ gebe, um etwas zu erreichen: „Ich gebe nicht schnell auf.“ Wenn sie sich etwas vorgenommen habe, kämpfe sie dafür, „bis ich entweder merke es geht gar nicht mehr oder ich erreiche das“. Ebenfalls in diese Zeit des Aufbruchs fällt Arditas Wahl in den Schülerrat durch ihre Klasse, worüber sie sich sehr freut. Als einige Monate später die Präsidentschaftswahlen für den Schülerrat stattfinden, verliert sie und muss eine für sie bittere Niederlage einstecken. Sie berichtet in einer sehr dichten Passage über diese Episode, bei der sie erfahren muss, dass inhaltliches Engagement alleine nicht ausreicht: Bei der Wahl hätten vor allem die Freundschaften gezählt, darüber hinaus habe man „gar nicht richtig zugehört was wir machen wollen und so.“ Ohne zuviel in diese Episode hinein interpretieren zu wollen, kann man doch vermuten, dass Ardita es innerhalb ihres Klassenverbandes dank ihren persönlichen Ressourcen zwar geschafft hat, einen anerkannten Platz zu sichern, dass ihr ausserhalb des Klassenverbandes, wo man sie nicht genügend kennt, diese persönlichen Ressourcen jedoch nichts mehr nützen und statt dessen ihre (ausländische) Herkunft im Sinne eines zugeschriebenen Merkmals stärker negativ ins Gewicht fällt. Jedenfalls zieht sich Ardita nach der misslungenen Wahl etwas zurück in ihrem Engagement, was sich immerhin gut damit trifft, dass sie viel Energie fürs Lernen braucht.

Doch obwohl sich Ardita über Jahre sehr sorgfältig informiert und vorbereitet und sich mit dem Wechsel in die Sekundarschule eine sehr gute Ausgangslage geschaffen hat: Als es soweit ist, findet sie keine Lehrstelle. Im zweiten Interview erzählt sie dazu rückblickend: „Ich habe mir wirklich Mühe gegeben. Also für eine Lehrstelle habe ich wirklich, viel gemacht. Und ich meine es ist nicht so einfach weil, es hat auch immer gekostet und so.“¹⁷ Ardita wird in ein Brückenangebot mit Jahrespraktikum aufgenommen, wo sie in ein Praktikum als Fachangestellte Gesundheit in einem Altersheim für demenzkranke Personen vermittelt wird. Gleich in den ersten Wochen wird sie bei der Pflege einer hochbetagten, schwer dementen Frau eingeteilt. Ardita leidet, kommt abends oft weinend nach Hause, möchte das Praktikum am liebsten abbrechen. Daneben geht die Lehrstellensuche weiter, sie muss inzwischen „alles suchen, damit ich überhaupt etwas finde.“ Sie hält durch im Praktikum und erzählt rückblickend: „Ja ich habe mich irgendwie, abgefunden in dem wo ich drin war. Ich habe einfach gedacht ja jetzt... und dann hat es, hat es auf einmal geklappt“. Nach dem Probezeitgespräch fragt die Chefin sie, ob sie gerne eine Lehrstelle im Betrieb hätte. Ardita: „Ich habe gedacht, ja, was soll ich machen? Es ist nicht gerade mein Wunschberuf gewesen.“ Ardita klärt auch jetzt wieder sorgfältig ab: Sie bespricht sich mit ihren Eltern und nimmt nochmals Kontakt zu ihrem ehemaligen Lehrer der Sekundarschule auf, um sich beraten zu lassen. Alle raten ihr, die Chance zu ergreifen, und sie sagt sich – wie viele andere Jugendliche in vergleichbarer Situation – dass sie ja später immer mal noch was anderes machen könnte. Sie unterschreibt den Lehrvertrag.

¹⁶ Apitzsch (2003) beobachtet ebenfalls, dass gerade die Nähe zur Familie die Bildung eigener Lebensperspektiven fördern kann, da man sich intensiver mit vorgegebenen Rollen auseinandersetzt, und spricht in diesem Zusammenhang von einer „dialektischen Familienorientierung“, die vor allem bei jungen Frauen vorkomme.

¹⁷ Ardita spricht hier die realen finanziellen Aufwände im Sinne von Porto-, Material- und Kopierkosten an, von denen auch andere Kinder aus ökonomisch schlechter gestellten Familien sprechen, zumal man die Bewerbungsunterlagen oft nicht zurück geschickt bekommt. Bei über hundert Bewerbungen, die von manchen geschrieben werden, entsteht daraus ein eigener Budgetposten.

In der Zwischenzeit hat sich Ardita etwas an die anspruchsvolle Pflegearbeit gewöhnt, sie setzt sich ein in der Lehre und sie trifft es auch gut, indem sie eine „super Lernbegleitung“ erhält, die sie unterstützt und motiviert. Auch mit der Chefin und den Arbeitskolleginnen und -kollegen versteht sich Ardita gut. Sie wird geschätzt und erhält zunehmend mehr Verantwortung, so dass sie zum Zeitpunkt des zweiten Interviews bilanziert: „Im Moment läuft es wirklich.“ Doch die positiven Aspekte können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Ardita in ihrer hohen Bildungsmotivation gebremst worden ist, mehr noch: diese und generell ihre schulische und berufliche Situation nur noch bedingt als wichtigen Aspekt in ihrer Lebensplanung ansieht. Zum zweiten Interviewzeitpunkt ist sie unsicher, wie es weitergehen soll. Denn eigentlich hatte sie inzwischen den Plan gefasst, bald nach der Lehre mit ihrem Freund zusammenzuziehen und eine Familie zu gründen. Ob dieser Plan jedoch umsetzbar ist, ist zum Zeitpunkt des zweiten Interviews offen, da die Beziehung zum Freund in einer schwierigen Phase steht.

Arditas Beispiel zeigt, dass der Wunsch nach einer frühen Familiengründung nicht vorschnell auf ‚albanische Traditionen‘ oder gar ‚elterlichen Druck‘ zurückgeführt werden kann, wie dies oft geschieht, sondern dass die Realität meist viel komplexer ist. Ihre Erzählungen über die Freundschaft und die vielen gemeinsamen Projekte mit ihrem Freund machen deutlich, welchen Stellenwert die frühe Mutterschaft in ihrem Leben einnehmen würde: Sie sähe darin eine neue Möglichkeit, etwas Eigenes zu schaffen – nachdem die hohen Bildungsinvestitionen an einen Ort geführt haben, der nicht ihren ehemaligen Vorstellungen entspricht: „Das ist eigentlich schon das erste, dass ich SELBER einmal, ja etwas für mich machen will und... Ich meine die Schule mache ich auch für mich aber es ist einfach... Ja ich habe jetzt, genug Schule. Also genug. Genug ist nie aber... Ja es ist ein bisschen viel gewesen. Und dann will ich einfach einmal ein bisschen Ruhe haben und dann später vielleicht noch etwas machen.“¹⁸

Wie erwähnt ist mittlerweile auch die Realisierung der Strategie, sich über eine frühe Familiengründung etwas Eigenes zu schaffen, unsicher geworden. Ardita hofft zwar noch, dass sich die Schwierigkeiten mit ihrem Partner wieder einrenken. Wenn nicht, würde sie irgendwann wohl doch wieder auf die berufliche Karte setzen wollen. Sie würde dann, wie sie erzählt, versuchen, die Berufsmatura und eine Weiterbildung im medizinischen Bereich zu machen. Ardita gibt nicht auf und sucht weiterhin einen Weg zu gehen, der zu ihr passt. Doch haben die wiederholten Erfahrungen, dass sich eigene Vorstellungen auch bei noch so aktivem Handeln und sorgfältigem Planen nicht bedingungslos erfüllen lassen, auch ihre Spuren hinterlassen: „Ich traue mir nicht so viele Pläne zu machen“, sagt sie jetzt.

Ein nach wie vor gutes Verhältnis hat Ardita zu ihrer Familie und Verwandtschaft, die Verwandten sieht sie immer noch regelmässig, und die Beziehung zu ihrer Mutter hat sich sogar sehr intensiviert, da die Mutter ihr Arbeitspensum etwas reduziert hat und die beiden jetzt „richtige Mutter-Tochter-Gespräche“ führen können, wie Ardita erzählt. Innerhalb der Familie ist sie daran, eine neue, eigenständigere Rolle zu finden, wozu beiträgt, dass die Eltern der Tochter für ihren anspruchsvollen Beruf Anerkennung entgegen bringen. Zu Auseinandersetzungen kommt es, wenn es darum geht, ihre selbstverständliche Freiheiten wie beispielsweise gemeinsame Ferien mit den Kolleginnen auszuleben. Ihre Eltern würden sie dann jeweils ermahnen, nicht zu „phantasieren“, erzählt Ardita. Dennoch ist erkennbar, dass die Tochter sich bei verschiedenen Streitpunkten (Ausgang, Kleider kaufen) auch immer wieder durchsetzen kann.

¹⁸ Dass Ardita jetzt ausgerechnet in einer frühen Familiengründung etwas Eigenes sucht, trägt insofern eine bittere Ironie in sich, als sie ursprünglich mit einer guten Ausbildung geschlechtsspezifischen Rollenbildern ihrer eigenen Herkunftskultur entkommen wollte, dabei aber ausgerechnet in einem Beruf gelandet ist, der in hohem Mass geschlechtsspezifisch geprägt ist und von ihr die Rolle der Helfenden und Pflegenden abverlangt. Eine weitere Rolle bei Arditas Wunsch nach einer baldigen Familiengründung könnten darüber hinaus auch ihre eigenen biographischen Erfahrungen als Kind spielen, insofern als sie in Folge der arbeitenden Mutter unter einem aus ihrer Sicht mangelhaften Familienleben litt.

In ihrer nebenstehenden Lehre und Hausaufgaben eher seltenen Freizeit ist Ardita am liebsten mit ihren Kolleginnen unterwegs: Hier findet sie den beruflichen Bereich ergänzende Sinnwelten und Zugehörigkeit. Sie geht mit ihren Freundinnen shoppen, spazieren, gemeinsam in den Ausgang. Eine grosse Rolle in Bezug auf ihre Zufriedenheit im sozialen Umfeld spielt auch Arditas beste Freundin, die sie seit Jahren kennt und mit der sie sich über „alles“ austauschen kann: „Sie ist für mich da und ich bin für sie da“. Die Freundin ist ebenfalls Kosovoalbanerin, hat einen ähnlichen familiären Hintergrund wie Ardita und spielt deshalb auch dann eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, in den Auseinandersetzungen mit den Eltern zu eigenständigen Positionen zu finden. In Bezug auf die natioethnische Zusammensetzung ihrer Gleichaltrigenkontakte ist bei Ardita ein Muster zu beobachten, das sich mit wenigen Ausnahmen¹⁹ bei den interviewten Jugendlichen fast durchgehend zeigt: Nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit sind die damaligen Freundschaften alle auseinandergebrochen, was Ardita (wie andere) eigentlich „mega schade“ findet, da sie es sehr gut gehabt hätten in der Klasse. Einen Grund dafür sieht Ardita (wie andere) in der fehlenden Zeit, um neben der Lehre viele verschiedene Kontakte aufrecht erhalten zu können. Geblieben sind vor allem jene Kontakte, die über die Schule hinausgehend auch in anderen Kontexten verankert sind (Nachbarschaft, Verwandtschaft) – und dies sind bei Ardita fast ausnahmslos Kosovoalbanerinnen. Auch die albanischen Clubs als gemeinsame Ausgehlokale spielen eine wichtige Rolle bei der Vernetzung. Ardita: „Dann gehe ich mit meiner besten Kollegin. Dann sagen wir, komm, gehen wir, es sind sowieso alle dort. Und dann gehen wir zu zweit und dann schlussendlich landen wir zu zehnt oder zu zwanzigt. (...) Und wenn wir dort gehen sind wir einfach alle zusammen und haben's lustig.“ Die Attraktivität der albanischen Clubs erklärt sich aus unterschiedlichen Gründen: über die dort gespielte albanische Musik, die unter den albanischen Jugendlichen sehr beliebt ist und im Rahmen von eigenem Musikmachen auch intensiv gepflegt wird, dann aber auch daraus, dass albanischen Jugendlichen in anderen Clubs oder Diskotheken oftmals der Einlass verwehrt wird (vgl. dazu auch die anderen präsentierten Fallbeispiele).

Ohne dass Ardita dies nach dem Ende der obligatorischen Schule bewusst gesucht hätte, beschränken sich ihre subjektiv relevanten Kontakte seither also auf ein vorwiegend kosovoalbanisches Umfeld. Dabei spielt auch eine Rolle, dass Ardita ihren beruflichen Alltag strikt von ihrem ‚Privatleben‘ abgrenzt: Zwar erlebt sie die Kontakte zu Arbeitskolleginnen und -kollegen durchaus als positiv, doch bleibt deren Relevanz auf die berufliche und damit auf eine für und von Ardita klar eingegrenzte Sphäre beschränkt: „Irgendwie mein Privatleben und, Arbeitszeit sind zwei ganz andere Bereiche. (...) Meine Freizeit verbringe ich mit meinen Kolleginnen. Und das finde ich eigentlich... Ja es gehört auch dazu. Arbeitszeit ist Arbeitszeit. Und dort habe ich es gut, wir haben es lustig. Aber wenn ich dann dort draussen bin dann habe ich wieder meine andere Welt ((lacht)).“ Dieser klaren Sphärentrennung zwischen beruflicher und privater Sphäre begegnen wir auch bei anderen Jugendlichen, und sie mag in erster Linie ein allgemein jugendspezifisches Phänomen sein. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund hat sie insofern andere Implikationen, als dadurch den manchmal einzigen Kontakten der Jugendlichen mit Personen schweizerischer Herkunft nur eine vergleichsweise geringe Bedeutung zukommt. Aufgrund des uns vorliegenden Materials ist ausserdem davon auszugehen, dass die Sphärentrennung von jenen Jugendlichen konsequenter vorgenommen wird, bei denen – wie im Fall von Ardita – der berufliche Bereich nicht durchgehend positiv erlebt und ihm deshalb ohnehin eine geringere Bedeutung im eigenen Leben beigemessen wird.

Ardita fühlt sich in ihrem sozialen Umfeld wohl und ist deshalb auch gerne in Emmen. Dennoch plant sie, nach der Lehre woanders hinzuziehen: ein Wunsch, in dem ihr nimmermüdes Bemühen, sich einen eigenen Weg zwischen Community und gesellschaftlich zur Verfügung gestellten beruflichen Positionen zu schaffen, erneut zum Ausdruck kommt. Da sie aktuell noch nicht so richtig weiss, wie

¹⁹ Als Ausnahme vgl. das beschriebene Vernetzungsmuster bei Paolo, wie es sich auch in anderen ähnlich gelagerten Biographien finden lässt und bei welchem der multiethnische, auch im Fussballverein verankerte Freundeskreis auch über das Schulende hinaus gehalten hat.

ihr Weg mal aussehen soll, versucht sie sich bewusst einen neuen Horizont zu schaffen:²⁰ „Nachher würde ich gerne einfach einen Neuanfang machen. Das ist mir wichtig (...). Irgendwo arbeiten gehen und anfangen... Einfach wieder alles löschen und neu ((lacht)). Das finde ich wichtig weil es ... Hier habe ich Gutes erlebt aber es gibt auch Sachen bei denen ich denke, ja... nicht so gute Erinnerungen. (...) Und es tut einfach gut wenn ich einfach, ja, neu anfangen kann.“

Arditas Familie hat zum Zeitpunkt des ersten Interviews noch geplant, das Schweizer Bürgerrecht zu beantragen, Ardita hatte sich damals bereits auf der Gemeinde nach den Formalitäten erkundigt. In der Zwischenzeit hat die Familie davon aber wieder abgesehen – zumindest vorläufig, wie sie sagt –, da sie ihre Aussichten auf einen positiven Entscheid zur Zeit als zu gering einstuft.

Falltypisierung

Ardita steht für eine junge Frau, die in einer ersten Phase des Übergangs von der Schule ins Erwachsenenalter eine hohe Bildungsorientierung entwickelt, diese aber wieder zurücknimmt, als sie realisiert, dass sich ihr Ziel, sich durch Bildung etwas Eigenes zu schaffen, nur bedingt realisieren lässt. Ardita investiert anfänglich viel in ihre schulische Karriere, bei der sie auf den Rückhalt ihrer Familie und ihre persönlichen Ressourcen als fröhliches und intelligentes Kind zurückgreifen kann. Noch in der Schule entwickelt sie zunehmend Selbstsicherheit und beginnt sich auch in ausserfamiliäre Kontexte einzubringen, engagiert sich im Schülerrat und im Jugendparlament. Diese Prozesse der Öffnung und Partizipation werden nach Abschluss der obligatorischen Schule gebremst bzw. brechen ab: Die trotz hohen Investitionen nur über Umwege gelingende berufliche Eingliederung führt in eine körperlich und seelisch anspruchsvolle Arbeit (Pflege demenzkranker Personen), die eher den Bedürfnissen eines geschlechts- und tendenziell ethniespezifisch segregierten Arbeitsmarktes entspricht als ihren eigenen. Ardita engagiert sich zwar in der Lehre und wird geschätzt, doch bleibt die Bedeutung des Berufs als Ort von Zufriedenheit und Zugehörigkeit vergleichsweise gering. Parallel dazu haben sich nach Abschluss der obligatorischen Schule die vielfältigen Kontakte zu Jugendlichen anderer national-ethnischer Herkunft, die Ardita als Schülerin noch hatte, allesamt verloren und finden keine Fortsetzung bzw. keinen Ersatz im beruflichen Bereich, Ardita bewegt sich fast nur noch unter Gleichaltrigen der eigenen Herkunftsgruppe. Auch wenn sie ihre Zukunft heute nicht mehr so aktiv planen wie früher, verfolgt Ardita weiterhin ihr Ziel und sucht nach neuen Strategien (frühe Familiengründung, Umzug), um sich zwischen Community und begrenzten Möglichkeiten des Arbeitsmarktes etwas Eigenes aufzubauen.

Verortung im Sample, Vergleichs- und Kontrastfälle

Wandel in dem Sinne, dass eine ehemalige Bildungsorientierung zurückgenommen wird, beobachten wir auch in anderen Beispielen (besonders ausgeprägt bei Elira, vgl. Kapitel 5.6). Im Weiteren ist, unabhängig davon, ob Wandel stattfindet oder nicht, ein Weg zwischen Community und Arbeitsmarkt, wie ihn Ardita geht, in etlichen Biographien kennzeichnend: Man sucht und nutzt dort Handlungsspielräume, wo sie sich bieten, und jener Bereich, in dem sich mehr Handlungsspielräume finden und mehr Selbstwirksamkeit und Anerkennung erfahren lassen, wird auch bedeutungsvoller. Wie bei Ardita entwickelt sich oftmals ein unermüdliches, wechselvolles Suchen nach den jeweils grössten Handlungsspielräumen und den besten Strategien (vgl. zum Beispiel bei Blerim, bei dem sich zwar ein sehr anderer Übergangsverlauf zeigt, dessen Biographie aber in Bezug auf die wechselnde Bedeutung von Arbeitsmarkt und/oder Community jener von Ardita gleicht).

²⁰ Mit Schütze liesse sich bei Arditas Plan von einem handlungsschematischen Impuls sprechen, mit dem man sich selber in eine Situation versetzt, in der Neues, biographisch Relevantes erlebt werden kann, in der man also dezidiert „für zentrale biographische Sinngebungen offen und bereit“ ist (Schütze 81:78).

Ein klar frauenspezifisches Element liegt in den Gründen der Entwicklung von Bildungsorientierung: Mehrere junge Frauen in unserem Sample entwickeln eine solche in der Auseinandersetzung mit den in ihrem Herkunftskontext nahegelegten Frauenrollen.

Die im Folgenden kurz vorgestellte Biographie von Raquel gleicht jener Ardita insofern, als beide jungen Frauen ehemals spezifische Berufsziele haben, dann aber beide in einen (den gleichen) Beruf vermittelt werden, der nicht wirklich ihren Vorstellungen entspricht.

Raquel die Kämpferin

Raquel, eine junge Frau portugiesischer Herkunft, setzt sich wie Ardita stark für ihre berufliche Laufbahn ein, wird dann aber – auf identischem Weg wie Ardita, nämlich via Brückenangebot und Jahrespraktikum – ebenfalls in eine Lehre als Fachangestellte Gesundheit vermittelt. Anders als Ardita ist Raquel allerdings viel stärker auf sich selber angewiesen, da sie weniger Rückhalt in einem stabilen familiären und verwandtschaftlichen Kontext findet als diese: Verwandte leben keine in der Schweiz, und innerhalb ihrer Kernfamilie hat sie zwar ein sehr gutes und enges Verhältnis zu ihrer Mutter, doch ist die Familie seit Jahren belastet durch einen stark kontrollierenden Vater und teilweise eskalierende Konflikte zwischen Vater und Bruder, in denen Raquel immer wieder zu vermitteln versucht. Diese Situation führt während der Schulzeit auch dazu, dass Raquel kaum Gelegenheit hat, jugendspezifische Bedürfnisse auszuleben, und nur wenig Energie und Freiräume für Gleichaltrigenkontakte findet – was ihren Einsatz für die Schule eher noch stärkt: Der Druck, einen Beruf zu finden und sich eine eigene Existenz aufbauen zu können, ist gross. So zeigt Raquel auch in der nicht wunschgemässen Lehre hohen Einsatz, auch wenn sie zwischendurch immer noch an ihren einstigen Wunschberuf (im Bereich Fotografie) denkt. Raquel hat sich auch schon sehr konkret mit Weiterbildungsmöglichkeiten auseinandergesetzt, die sinnvoll auf ihre aktuelle Lehre aufbauen würden. Gleichzeitig verspürt auch Raquel, genau wie Ardita, nach dem zehrenden Platzierungsprozess, den sie mit vergleichsweise wenig Ressourcen bewältigen musste, ein starkes Bedürfnis nach Ruhe: Sie sagt im zweiten Interview, sie wüsche sich, dass sich „nicht mehr so vieles verändert“ wie in den letzten Jahren. Auch bei Raquel findet sich denn auch eine Option für ein allfälliges Leben jenseits weiterer beruflicher Investitionen. Im Kontext ihrer bisherigen Biographie sucht und sieht sie eine solche aktuell allerdings nicht in einer frühen Familiengründung. Statt dessen spielt sie manchmal mit dem Gedanken, irgendwann die Schweiz zu verlassen und zu ihren Verwandten mütterlicherseits zu ziehen, die in Frankreich leben und bei denen sie sich sehr wohl fühlt: Es ist dies eine Option, die auch vor dem Hintergrund zu deuten ist, dass Raquel sich in der Schweiz noch nie wirklich zuhause gefühlt hat. Dies dürfte, gerade im Vergleich zu Ardita, auch damit zusammenhängen, dass sie über keine Community verfügt, die als Ort von Zugehörigkeit eine Art ‚Schonraum‘ gegenüber Erfahrungen von Fremdenfeindlichkeit bieten könnte. So schwankt Raquels Anpassungsmuster an ihre Lebensbedingungen zwischen dem, wie sie es nennt, „Traum“, nach Frankreich auszuwandern, und der Strategie, als Kämpferin das Beste aus ihrer Situation zu machen.

4.4. Blerim: „Ich kann einen Boden machen“

Blerim ist der älteste Sohn einer Familie, die bereits seit seiner Kindheit in Emmenbrücke lebt. Sein Vater war, gemeinsam mit zwei Brüdern, in die Schweiz gekommen, um hier Arbeit zu finden, die Frau folgt später. Es leben viele nahe Verwandte in der Nähe und in anderen Teilen der Schweiz, zu denen man engen Kontakt pflegt. Blerims Vater ist gelernter, aber nicht ausübender Imam. Er arbeitet auf dem Bau. Seine Mutter ist gelernte Bäckerin, sie hat kurz nach der Einreise in die Schweiz eine Stelle in der verarbeitenden Industrie gefunden, wo sie seither arbeitet. – Beim ersten Interview steht Blerim kurz nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit, beim zweiten steht er mitten in seiner Lehre, in die er nach längerer Zeit ohne befriedigende Anschlusslösung eingestiegen ist.

Blerims Erzählungen seiner ersten Schuljahre deuten auf bereits früh einsetzende Prozesse der Fremd- und Selbstausgrenzung hin. Im Kontext der Schule vermag zumindest die Unterstufenlehrerin solchen Prozessen dank geeigneten Interventionen noch Einhalt zu gebieten: Blerim erzählt in hoher narrativer Dichte darüber, wie die Lehrerin es geschafft habe, dass sich alle Kinder seiner Klasse zu einer „Bande“ zusammenschlossen, worauf er selber seine eigene „Bande“ mit zwei ausländischen Kindern habe auflösen können. Ausserhalb der Schule scheinen wechselseitige Ausgrenzungsprozesse allerdings ungehinderter ihren Lauf zu nehmen. Blerim versucht in verschiedenen Vereinen Anschluss zu finden, unter anderem in der Jungwacht, tritt aber jeweils bald wieder aus. Zur Jungwacht erzählt er, sie hätten ihn dort nicht „gerne“ gehabt. Später ist Blerim auch mal Mitglied im Fussballclub, wo er etwas länger bleibt, bevor er sich mangels Kollegen vom Club ebenfalls wieder zurückzieht.

Als Blerim in der fünften Klasse ist, geht der Krieg im Kosovo zu Ende und die Familie beschliesst, in ihre ehemalige Heimat zurückzukehren. Blerim erzählt, dass der Entschluss in eine Zeit gefallen sei, in der er sich in seinem Umfeld und in seiner Schulklasse sehr wohl gefühlt habe. Er organisiert ein grosses Abschiedsfest für seine Freunde, das ihm als sehr schönes Ereignis in Erinnerung ist. Doch bald kommt es wieder anders: Noch bevor die Familie zurückreist, erfährt der Vater, dass er ernsthaft erkrankt ist. Er muss innerhalb weniger Tage ins Spital eintreten, und die Familie bleibt hier. Da die alte Wohnung bereits gekündigt ist, muss ein neues Zuhause gesucht werden, das man in einem neuen Quartier findet, zu dem auch ein anderes Schulhaus gehört als bisher. So ist Blerims Kindheit und Jugendzeit geprägt von vielen einschneidenden Wechseln, die er selber nicht beeinflussen kann, und einer gleichzeitig hohen Bedeutung der Suche nach sozialem Anschluss und Anerkennung.

Im neuen nachbarschaftlichen und schulischen Umfeld kommt Blerim mit „falschen Kollegen“, wie er es ausdrückt, in Kontakt. Er schliesst sich einer grösseren Bande an, die sich auch auf Schlägereien mit Nazis einlässt. Blerim, bis anhin ein guter und aufgeweckter Schüler, beginnt die Schule zu vernachlässigen, seine Leistungen nehmen ab. Er erzählt, dass er „einfach nichts Gutes gelernt“ habe mit seinen Kollegen. Im Rückblick bereut Blerim sehr, was er damals gemacht habe – in dieser Zeit sei es „runter gegangen“. Er beginnt zu rauchen, hält sich im Unterschied von anderen aber von Drogen und Alkohol fern und gerät auch nie in ernsthaftere Schwierigkeiten mit der Polizei. Es ist der Vater, dem es gelingt, den Sohn mindestens vor dem Schlimmsten zu bewahren und ihn dazu zu bringen, sich von den Kollegen zu distanzieren: Blerim erzählt, wie sein Vater ihn immer wieder auf der Strasse aufgesucht und abgeholt habe, und wie er sich – wahrscheinlich von besonderer Bedeutung – trotz allem „immer interessiert“ habe für ihn. Zur Stabilisierung der Situation trägt bei, dass die Familie wieder in ihr altes Quartier zurückzieht. Hier leben unter anderem auch Blerims Cousins, die nicht dem devianten Kollegenkreis angehören und mit denen er nun wieder etwas mehr verkehrt. Gleichwohl ist in Blerims Erzählungen erkennbar, dass die Herauslösung aus dem alten Kollegenkreis nicht leicht fällt und sich auch über längere Zeit hinwegzieht, hat man hier doch auch starke Gefühle der Zugehörig-

keit und Vertrautheit gefunden: Blerim sagt, noch Jahre später, dass er seine Freunde trotz allem „immer im Herzen“ haben werde.

In der Schule zeigt sich bald, dass sich die Krisenzeit nachhaltig in Blerims Biographie einschreiben wird: Die schulischen Defizite lassen sich nicht kompensieren, die schulische Laufbahn nicht mehr korrigieren (wie dies in privilegiierteren Familien via Nachhilfeunterricht oder Privatschule allenfalls möglich gewesen und versucht worden wäre). Blerim verlässt die Schule mit einem mittelmässigen Realschulabschluss, womit seine Chancen als Junge kosovoalbanischer Herkunft auf dem Lehrstellenmarkt gering sind. Er wird in ein kombiniertes Brückenangebot für Schülerinnen und Schüler ohne Lehrstelle zugelassen. Die Kontakte zu den Mitschülern aus der Oberstufe, die in der Zwischenzeit in die Lehre eingestiegen sind, beginnen zu versanden, was Blerim schade findet. Statt dessen hat er vermehrt Kontakt zu ebenfalls arbeitslosen Kollegen, die nicht nur ebenfalls Zeit haben, sondern mit denen sich auch die Wahrnehmung geringerer Chancen besser teilen lässt. Blerim beginnt die Schule zu schwänzen, wird aus dem Brückenangebot ausgeschlossen. (Später wird er sagen, dass er eigentlich schon froh war ums Brückenangebot, weil er schulisch einiges aufholen konnte und etwas zu tun hatte). Blerim ist viel zuhause, arbeitet nichts, schläft lange aus. Seine Mutter macht sich grosse Sorgen. Sie wendet sich an ihren Arbeitgeber und es gelingt ihr schliesslich, ihrem Sohn Zugang zu einer Hilfsarbeit in jenem Industriebetrieb zu schaffen, in dem sie selber tätig ist. Wie froh Blerim um diese neue institutionelle Anbindung ist und wie sehr er unter der Arbeitslosigkeit gelitten haben muss, kommt in folgenden Worten zum Ausdruck: „Und ich weiss, als ich den ersten Tag angefangen habe zu arbeiten, als ich am Morgen aufgestanden bin, ich hatte solch eine Freude. Ich weiss nicht, ich kann das nicht erklären, was das für eine Freude war, dass ich jetzt irgendwo arbeiten gehen kann, oder. Und nachher habe ich dort geschnuppert, und sie mich angenommen. Und dann, ich habe wirklich am Morgen, jeden Morgen als ich aufgestanden bin, habe ich mich gefreut, dass ich jetzt einmal am Morgen aufstehen kann und etwas machen kann tagsüber.“

Trotz einer finanziell angespannten Situation in der Familie sind es schliesslich also doch familiäre Ressourcen, dank denen Blerim seine schwierigste Zeit überwinden kann und den Anschluss wieder findet: das soziale Kapital der Mutter dank ihrer Arbeitsstelle, dann aber auch der emotionale Rückhalt, den er in seiner Familie findet. Im Umkreis der Familie und Verwandtschaft findet und erschafft sich Blerim aber auch jenen alternativen Sinnraum, der zunehmend an Bedeutung gewinnen und Bestand haben wird und es ihm auch in den schwierigen Jahren und ohne Lehrstelle Erfahrungen der Selbstwirksamkeit zu machen: Gemeinsam mit einem Cousin und dem Sohn des Freundes seines Vaters beginnt er, albanische Hip-Hop-Musik zu machen. Mit grossem Engagement, in dem der Gestaltungs- und Wirkungswille der jungen Männer zum Ausdruck kommt, wird ein eigenes kleines Musikstudio eingerichtet. Blerim beginnt, für sich und andere Texte zu schreiben.

Neben der Musik ist Blerim zu dieser Zeit auch sein Engagement in der Jugendgruppe der Moschee wichtig: Von seinem Vater hat er viel über seine Religion gelernt und weiss deshalb mehr darüber als viele seiner Kollegen. Auch die Moschee bietet ihm damit eine Möglichkeit, seine herkunftsspezifischen Ressourcen zu nutzen, um Erfahrungen von Selbstwirksamkeit zu machen. Dabei fällt auf, dass die Erzählungen über die verschiedenen Versuche, im Rahmen der Jugendgruppe – trotz nur geringen Ressourcen - Sport- und Freizeitaktivitäten zu organisieren, besonders grossen Raum einnehmen: Die Moschee hat für Blerim nicht nur als Ort der Religionsausübung und einer damit verbundenen Suche nach Sinn und Orientierung Bedeutung, sondern er versucht sie auch als eine Art Jugendtreff zu nutzen, um eigene Ideen in die Realität umzusetzen. Dabei spielt durchaus auch der nicht selbstverständliche Zugang zu Raum im Sinn von Räumlichkeiten eine Rolle: Früher hielt sich Blerim mit seinen Kollegen gerne im Jugendzentrum auf, das dann allerdings geschlossen wurde, auch, um einer zu starken und ausschliesslichen Konzentration von albanischen Jugendlichen entgegen zu wirken. Auch der öffentliche Raum ist sozial strukturiert und für die Jugendlichen nicht unbegrenzt zugänglich. Soziale Grenzen wiederholen sich im physisch-räumlichen Raum, in dem Stigmatisierungen, Fremd- und Selbstausgrenzungen, Konfrontationen oder Ausweichstrategien Erfahrungen und Verhalten prä-

gen. An Blerims neuen Freizeitbeschäftigungen und –örtlichkeiten (Musikstudio, Moschee) ist in diesem Sinne auch zu erkennen, wie mit ihnen eine neue Art der Raumnutzung einhergeht, ein Suchen und Erschaffen neuer Räume nicht nur im sozialen, sondern auch im physischen Sinn.

Blerim ist sich bewusst, dass er sich ohne Lehrstelle kein gesichertes Leben aufbauen kann („ich möchte mir meine Zukunft gut aufbauen“, sagt er im ersten Interview). Gestärkt von der Anerkennung, die er nebst den Freizeitbeschäftigungen schliesslich auch im Betrieb erhält, bleibt er an seiner beruflichen Laufbahn dran und will „unbedingt“ eine Lehrstelle erhalten, er sucht mit viel Einsatz und erhält dabei Unterstützung von seinem Vorgesetzten, der ihn schätzt und ihm die nötigen Referenzen und Freiräume für Schnupperlehren gibt. Und endlich – nach über eineinhalb Jahren im ersten Arbeitsmarkt – klappt es: Blerim findet eine Lehrstelle als Bodenleger. Seine sehr ausführlichen, dichten Erzählungen über seine beruflichen Tätigkeiten im Rahmen des zweiten Interviews lassen eine hohe fachliche Identifikation und auch Stolz über das neue Wirkungsfeld erkennen. Blerim erhält Anerkennung und Lob dafür, dass er gute Arbeit leistet, schnell begreift und selbständig ist. „Ich meine, ich kann einen Boden machen“, sagt Blerim einmal – ein Satz, den er zwar im Kontext der Schilderung seiner Arbeit sagt, der sich allerdings angesichts der zunehmenden Handlungsspielräume und Autonomie, die Blerim in seinem Leben generell wahrnimmt und sich erschafft, durchaus auch auf seine gesamte Biographie beziehen liesse. Bereits überlegt sich Blerim, der Lehre eine Weiterbildung folgen zu lassen. Auch wenn er es nicht so anspricht: Auf diese Weise liesse sich die verpatzte Schullaufbahn vielleicht doch noch korrigieren. Er hat seine Weiterbildungspläne bereits mit seinem Chef und auch dem Berufsschullehrer besprochen. Ein solches Verhalten, das nebst dem hohen Gestaltungs- und Anerkennungswillen im beruflichen Bereich vor allem auch von hoher Selbstsicherheit zeugt, beobachten wir bei jenen Jugendlichen, die sich ebenfalls in ‚Baustellen-Berufe‘ befinden, sonst nie: Wir führen es auf Blerims besonderen Weg zurück, der erstens dazu geführt hat, dass er deutlich älter ist als andere in seiner Situation, und in dessen Verlauf er zweitens eine Vielfalt von Erfahrungen der Selbstwirksamkeit in den verschiedensten Lebensbereichen sammeln konnte.

Angesichts der anderen bedeutungsvollen Lebensbereiche steht der Beruf denn auch nicht im Zentrum von Blerims aktuellem Leben: Noch wichtiger sind ihm die Erfolge, die er im Rahmen seiner inzwischen sehr ernsthaft betriebenen Beschäftigung mit der Musik und seinem (inzwischen vergrösserten) Musikstudio verzeichnen kann. Wie erwähnt war diese Tätigkeit anfangs eng in ein verwandtschaftliches Umfeld eingebettet, mittlerweile haben sich Blerim und seine Freunde weit darüber und auch über die Region Luzern hinausgehend einen Namen in einer breiten, kosovoalbanischen Jugendszene gemacht (und als kürzlich das albanische Fernsehen via Satellitenempfang einen Kurzbericht über das Musikstudio „auf der ganzen Welt“ ausstrahlte, erhielt die Aufmerksamkeit gar ‚transnationale‘ Dimensionen).

Keine so hohe Bedeutung wie früher kommt in Blerims aktuellem Leben der Religion zu: Zwar schätzt er seinen Glauben und befolgt auch ihm wichtige Regeln, aber mit dem Engagement in der Jugendgruppe hat er aufgehört. Blerim ist sehr wohl bewusst, dass diese etwas abgenommene Bedeutung der Religion für seinen Vater nicht einfach ist. Auch im Kontext der Musikszene und zusammen mit der Freundin, die Blerim inzwischen hat, lebt der Sohn nicht so, wie seine Eltern sich dies wünschten. Dabei ist erkennbar, wie sich Blerim durch seine Stellung in der Jugend- und Musikszene und durch die Lehre, die ihm auch etwas eigenes Einkommen gibt, eine gewisse Autonomie in der Familie erschaffen hat, er fällt in vielem seine eigenen Entscheide. Blerim äusserst sich sehr differenziert über das Verhältnis zu seinen Eltern und insbesondere zu seinem Vater. Er denkt, dass sein Vater manchmal schon auch stolz auf ihn sei, wenn er sehe, wie er sein Leben lebe. Aber es sei auch schwierig für den Vater mitzuerleben, „wenn aus einem Imam ein Rapper wird“. Blerim sagt dies auch im Bewusstsein um das Familienprojekt, sich ein besseres Leben aufzubauen, und im Bewusstsein darum, dass sich dies zumindest für die Eltern nicht erfüllt hat: „Sie sind arm aufgewachsen, oder. Und sie kamen hierher um etwas aufzubauen. Und diese Chance, dass ich gut lebe, die ist bei mir, und meine Eltern haben nicht mehr diese Chance, dass sie reich werden.“ Sowieso ist die schwie-

rige materielle Lage in der Familie als Thema immer präsent, und Blerim hofft, dass es bald besser wird und er seinen Teil dazu beitragen kann. „Aber ich hoffe einfach, dass wir alle gesund sind und wissen wie leben. Und .. ich meine, es müssen ja nicht alle reich werden, Hauptsache man lebt ruhig und... Eigentlich ist es schon nicht so wie es sein sollte aber ich hoffe, ich habe Hoffnungen. Und ich, wir sind auch dran am Arbeiten, dass es einfach in der Zukunft besser wird. Auch finanziell und alles.“ In Blerims Worten kommen Einfühlungsvermögen, aber auch eine hohe Verbundenheit mit der eigenen Familie zum Ausdruck, in der er sich selber eine klare Position (und Verantwortung) in der *Generationenfolge* zuweist. Er versucht diese wahrzunehmen, auch wenn er den Erwartungen der Eltern in anderen Lebensbereichen nicht entspricht und die gewohnten Bahnen durch sein eigenes Leben ein Stück weit verlässt. Die entsprechenden Erzählungen zeigen, dass dieses Ausbalancieren zwischen eigenem Weg und Familie für Blerim anspruchsvoll ist.

Eine Konstante in Blerims Leben ist, nebst dessen enger Verbundenheit mit der Familie, seine Beziehung zu Emmen: Hier leben nebst der Familie alle seine Freunde und viele seiner Verwandten, hier in Emmen fühlt er sich wohl und zugehörig und zu Hause: „Also ich fühle mich nirgends so wohl wie in Emmenbrücke. Also, wenn ich zum Beispiel fort gehe und dann wieder zurück komme, und wenn ich dann zurückkomme und das Maxx oder das Shoppingcenter oder so sehe, dann fühle ich mich gerade zu Hause. (...) Es ist der Ort, wo mein Leben bis jetzt stattgefunden hat. Und es sind alle Erinnerungen da.“

Für Blerim steht deshalb auch fest, dass er sein weiteres Leben in Emmen verbringen will. Eine Einbürgerung hat er dennoch nicht beantragt. Denn er glaubt – angesichts vielseitig wahrgenommener Stigmatisierung – nicht daran, dass eine solche bewilligt würde. Auffallend ist, dass Blerim im zweiten Interview Erfahrungen von gesellschaftlicher Ablehnung und Abwertung stärker thematisiert als noch beim ersten Gespräch. Dies steht erkennbar auch in Zusammenhang damit, dass er inzwischen, nach der geglückten beruflichen Integration, an einem anderen sozialen Ort steht als früher und sich hier auch wieder an neuen Zielen orientiert: Ein Ort, an dem er über den Beruf vermehrt wieder mit Schweizerinnen und Schweizern in Kontakt kommt (was in der Phase der Arbeitslosigkeit kaum noch der Fall war) und wo er gemeinsam mit seinen Vorgesetzten verschiedene Perspektiven zur beruflichen Weiterbildung entwickelt: Für diese weiteren Schritte will und braucht er die gesellschaftliche Anerkennung als vollumfänglich zugehöriges und gleichberechtigtes Gesellschaftsmitglied.

Falltypisierung

Blerim steht für einen Jugendlichen mit einer sehr wechselvollen Biographie und einem stark verzögerten Eintritt in die Berufsausbildung, der aber trotzdem – oder gerade deshalb – zu vielfältigen Wirkungsräumen und Zufriedenheit findet. Schon ab den ersten Schuljahren ist Blerim in Prozesse von wechselseitigem Fremd- und Selbstausschluss verstrickt, seine Suche nach Anerkennung und Anschluss über den familiären Bereich hinaus bleibt lange erfolglos. Er gerät in eine abweichend-deviante Jugendszene und eine Krisenphase, die er zwar auf Druck und mit Hilfe der Familie überwindet, die aber doch ihre Spuren hinterlässt: Der inzwischen nur noch mittelmässige Schüler findet keine Lehrstelle. Im Kreis von Familie, Verwandtschaft und Herkunftskontext findet Blerim jedoch alternative Sinn- und Wirksamkeitsräume (Moschee, Hip Hop) – und schliesslich doch noch, dank der Vermittlung durch seine Mutter, einen Job im ersten Arbeitsmarkt. Blerim bleibt dran und findet nach knapp zwei Jahren doch noch eine Lehrstelle. Hier im Beruf, in seinen aktiv entwickelten Perspektiven zur Weiterbildung, sowie und vor allem über die Musik und die Einbettung in eine kosovoalbanische (Jugend-)Kultur, gelangt Blerim zu grosser Zufriedenheit und Autonomie: Es ist ihm gelungen, seine Handlungsspielräume sowohl in beruflichen als auch in alternativen Bereichen kontinuierlich auszuweiten. Dass er mit einigen seiner neuen Aktivitäten gewisse Erwartungen seiner Eltern enttäuscht, beschäftigt ihn zwar, vermag ihn aber nicht von seinem zunehmend autonomen Weg abzubringen.

Verortung im Sample, Vergleichs- und Kontrastfälle

Der bei Blerim beobachtete Wandel – einer abweichend-devianten Phase folgt eine positive Entwicklung im Sinne einer kontinuierlichen Ausweitung von Handlungsspielräumen und gesellschaftlicher Partizipation – ist kein Einzelfall, sondern taucht in verschiedenen Variationen auf (vgl. dazu auch die Biographie von Tereza, Kapitel 5.6). Dabei spielt immer eine Rolle, dass die Jugendlichen dann, wenn sie ihre Krise überwunden haben, besonders entschlossen bzw. mit hoher Intentionalität ihren Weg gehen, was wir auch als eine Folge davon deuten, dass sie mögliche gegenkulturelle, stärker auf Abweichung und Konfrontation angelegte jugendspezifische Bedürfnisse bereits gestillt haben. Erwähnenswert scheint überdies, dass wie bei Blerim auch in einem anderen Fall, in dem zunächst ein direkter Einstieg in den Arbeitsmarkt erfolgte (bei einer jungen Frau kroatischer Herkunft), die Unterstützung und Ermunterung durch den jeweiligen Chef schliesslich dazu beitrug, dass die inzwischen jungen Erwachsenen doch noch Zugang zu einer nachobligatorischen Ausbildung suchten und fanden.

Darauf, dass auch bei anderen Jugendlichen eine gleichzeitige (oder allenfalls abwechselnde) Bedeutung von Arbeit und Community als mögliche Sinn- und Wirkungsräume zu beobachten ist, haben wir schon bei Ardita unter Kapitel 5.3. hingewiesen.

4.5. Fatlum: „Nicht alle in den gleichen Topf“

Fatum kommt mit seiner Familie als Vierjähriger in die Schweiz, seine Familie ist kosovoalbanischer Herkunft und gehört der muslimischen Religion an. Die Familie lebt seit vielen Jahren in Emmenbrücke. Mit einem Onkel und dessen Familie leben vergleichsweise wenige Verwandte in der Schweiz. Hingegen unterhält man viele gute Beziehungen zu den Verwandten im Kosovo. Fatlum hat eine ältere und eine jüngere Schwester, die ältere absolviert nach der Ausbildung zur Pflegefachfrau eine Weiterbildung, die jüngere hat eine Lehrstelle zur Detailhandelsfachfrau in Aussicht. Beide Eltern Fatlums sind arbeitstätig und im industriellen Sektor angestellt. – Das erste Interview mit Fatlum führen wir während seines zehnten Schuljahres, beim zweiten Interview befindet er sich im dritten Lehrjahr.

Fatum erinnert sich noch daran, wie er als kleiner Junge in die Schweiz kam und es „einfach schön“ hier fand: Er freute sich über einen schönen Spielplatz, ging gerne in den Kindergarten. Seine Eltern seien gekommen, „damit wir eine bessere Zukunft haben. Damit wir in eine Schule gehen, sie auch beenden können und sie auch gut absolvieren können. Einfach dass wir eine gute Zukunft haben.“ Mit diesen Worten bringt Fatlum im ersten Interview schon früh in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung zum Ausdruck, wie in seiner Familie die Migration gedeutet wird: Als familiales Projekt, sich durch Bildungsaufstieg eine gute Zukunft zu sichern. Fatlum teilt diese Deutung der Migration und damit die Idee des Projektes : „Also ich finde wir haben hier ein besseres Leben. (...) Mir gefällt es einfach. Ich finde, dass man hier viel machen kann. Etwas, das auch gut ist.“²¹ Fatlum vertritt diese Haltung von Anfang an und während seiner gesamten bisherigen schulischen und beruflichen Laufbahn, was ihn unter anderem vom zuvor beschriebenen Blerim unterscheidet, bei dem ein solches Deutungsmuster nicht durchgehend präsent ist.

Fatum verbindet denn auch vorwiegend positive Erinnerungen an seine Schulzeit, er erzählt, dass ihm die Schule „immer gefallen“ habe. Schwierige Situationen gibt es zwar, aber Fatlum beschreibt in wenigen Worten, wie diese relativ umstandslos gelöst werden. Als er in der zweiten Klasse eine Lehrerin hat, die ihn „nicht so sehr mochte“ und es zu einer Eskalation kommt (sie zerreisst ihm das Heft), kann Fatlum auf die Hilfe seiner Mutter zählen. Die Hilfe erlebt er als sehr wirksam: „Und dann kam meine Mutter und regelte dies.“ Als die Primarschule zu Ende ist, wird Fatlum – entgegen seinen Erwartungen – in die Realklasse eingeteilt, obwohl die Noten nach seinen Aussagen auch für die Sekundarschule gereicht hätten. Der Lehrer habe ihm geraten, in die Realschule zu gehen: „Er hat mir gesagt, dass es besser sei wenn ich ein guter Realschüler sei, statt in der Sekundarschule ein schlechter Schüler zu sein. Dann dachte ich, dass ich auf ihn höre.“ Über solche oder ähnliche Ratschläge erzählen auch andere Schüler(innen), und es ist ihre *generell hohe Anpassungsbereitschaft*, die sie auch bei diesem entscheidenden Schritt dazu bringt, auf die Lehrkräfte zu hören. Dieses Mal hat oder wagt auch die Mutter dem Rat des Lehrers nichts entgegenzusetzen – Sohn wie Mutter denken, dass der Wechsel in die Sekundarschule vielleicht auch später noch erfolgen kann. Fatlum wechselt allerdings die Schulstufe nicht (mehr), da er seine Oberstufenzeit in der Real als ausserordentlich positiv erlebt. Dies hat vor allem mit seiner Lehrerin und mit sozialen Gründen zu tun: Die Lehrerin habe sie alle „gerecht behandelt“, es geschafft, dass sie eine sehr gute Klasse mit ungewöhnlich starkem Zusammenhalt geworden seien. Sie hätten in der Klasse immer über alles geredet, sich gegenseitig geholfen, miteinander Spass gehabt. Fatlum erlebt in der Volksschule und speziell in seiner Klasse selbstverständliche Zugehörigkeit, fühlt sich anerkannt und sehr wohl.

²¹ Zum familialen „Projekt der Mobilität“ vgl. Juhasz/Mey 2003; dort wird auch allgemein auf die Bedeutung der jeweiligen Deutung der Migrationsgeschichte im Familienkontext hingewiesen – eine Deutung, die die Kinder prägt und mit der sie sich auseinandersetzen (müssen). Vgl. dazu auch Apitzsch 1990.

Dies ist für ihn auch deshalb von Bedeutung, weil er sonst, über die Schule hinausgehend, sozial nur wenig in Gleichaltrigennetze eingebunden ist. Er ist nicht in einer Clique dabei, pflegt dafür lieber Einzelkontakte: Wichtig ist ihm vor allem seine Freundschaft zu Andi, seinem engsten Kollegen, mit dem er die Realschule besucht und der wie Fatlum kosovoalbanischer Herkunft ist. Fatlum hat, auch unterstützt durch seine Eltern, verschiedene Anläufe unternommen, in Vereinen dabei zu sein (Fussball, Handball), aber richtig geklappt oder länger gehalten hat es nie. Fatlum kann nicht recht erklären, weshalb das so war und fügt vorsichtig an: „Die Kollegen waren einfach nicht so nett“. (Vgl. auch Blerim, Kap. 5.4., mit diesbezüglich nahezu identischen Mustern und Argumentationen.) Vom Jugendparlament hat Fatlum gehört, aber er kann sich nicht so richtig vorstellen, dort mitzumachen: „Ich war noch nie eine solche prominente Person. Ich habe nicht so viel zu sagen.“

Fatum ist aber nicht nur zu schüchtern oder zurückhaltend, um sich an formalen Freizeitbeschäftigungen zu beteiligen, sondern er möchte seine Ziele und Energien ganz auf sein wichtigstes Ziel einer erfolgreichen beruflichen Positionierung konzentrieren können. Im ersten Interview sagt er: „Ich möchte mehr Zeit haben um zu lernen und eine Lehrstelle zu finden. (...) Ich möchte nicht plötzlich in einer Baustelle landen. Ich möchte etwas Gutes machen und nicht meine Zeit für Unnützlichliches verschwenden. Ich möchte lernen, um später eine gute Ausbildung zu haben und damit ich in Zukunft glücklich sein kann. Ich möchte nicht leiden und so.“ Er plant, eine Ausbildung zum Polymechaniker zu machen. Als die Schulzeit zu Ende geht, steigt Fatlum zwar mit viel Elan, aber letztlich doch als Realschüler kosovoalbanischer Herkunft und damit mit vergleichsweise wenig Chancen in die Lehrstellensuche ein. Trotz sehr vielen Bewerbungen scheitert er. Fatlum möchte bewusst nicht in ein Brückenangebot einsteigen, weil er denkt, das sei nichts für ihn,²² und bewirbt sich für das zehnte Schuljahr. Dieses erlebt er weit weniger gut als die Oberstufe (er habe wenig gelernt, und beim Lehrer vermisst er jene Gerechtigkeit gegenüber allen, die er an seiner früheren Lehrerin so geschätzt hat).

Während der Lehrstellensuche beobachtet Fatlum äusserst genau, wie auch sehr gute Schülerinnen und Schüler, die jedoch ausländischer Herkunft sind, nur geringe Chancen haben. Er spricht nicht über sich selber, erzählt jedoch in einer sehr dichten Passage über eine dunkelhäutige Mitschülerin, die Klassenbeste ist und keine Möglichkeit für ein Vorstellungsgespräch erhält. Es ist ein typisches, bei Jugendlichen, die einen Bildungsaufstieg verfolgen, häufig zu beobachtendes Muster, dass Fatlum die Erzählungen über Benachteiligung nicht direkt an sich selber illustriert: Es würde seiner grundsätzlich positiven Haltung gegenüber den Bildungschancen in der Schweiz zu offensichtlich widersprechen und ihm damit auch zu viel Motivation entziehen, wenn er die strukturellen Grenzen seiner Bemühungen zu sehr betonen würde.²³ So beklagt sich Fatlum nicht direkt über seine eigenen grossen Schwierigkeiten, eine Lehrstelle zu finden, sondern er appelliert ganz allgemein an das Recht auf Chancengleichheit und lehnt beobachtete Formen von ‚Sippenhaft‘ ab: „Sie [die dunkelhäutige Mitschülerin] hat noch immer nichts gefunden. Das finde ich sehr schade. Vielleicht liegt es daran, dass sie schwarz ist. Ich weiss es selber nicht. (...) Ich finde es einfach schade. Denn jeder Mensch ist gleich. Es gibt in jeder Nationalität schlechte und gute Menschen. (...) Es gibt schlechte Leute aber wenn die schlechten Leute etwas machen haben die netten Leute nichts dafür.“

Fatum hat sich wie erwähnt früher einmal gewünscht, den Beruf des Polymechanikers zu lernen. Als die Lehrstellensuche beginnt, dehnt er seine Suche nach Schnupperlehren auch auf den Beruf des Detailhandelsfachmanns aus.²⁴ Fatlum bewirbt sich an verschiedenen Orten, bevor auch er, wie andere Jugendliche, letztlich über familieninternes soziales Kapital zu seiner Lehrstelle findet: Über die

²² Was sowohl darauf hinweist, dass die verschiedenen Zwischenlösungen bei den Jugendlichen je anders konnotiert sind als auch darauf, dass sich Fatlum nicht den Jugendlichen zurechnen möchte, die ein Brückenangebot besuchen (aufgrund der anderen uns vorliegenden Fälle ist davon auszugehen, dass im Brückenangebot auch Jugendliche dabei sind, die gegenkulturellen Jugendcliquen angehör(t)en, worin ein Grund für Lulzims Distanzierung liegen könnte).

²³ Vgl. dazu Kohli 1981, der auf dieses Anpassungsmuster aufmerksam macht.

²⁴ Auch bei Fatlum findet sich also ein stufenweises Reduzieren und Anpassen der eigenen Berufswünsche an die realen Möglichkeiten, vgl. dazu auch Kapitel 5.3.

Weihnachtszeit verhilft ihm die Schwester, die in einer Parfümeriekette arbeitet, zu einem Geldjob bei ihrem Arbeitgeber. Fatlum macht die Arbeit Spass und er erkundigt sich, ob er sich für eine Lehrstelle bewerben dürfe. Er darf, und er erhält eine Lehrstelle als Detailhandelsfachmann in der Parfümerie. Fatlum erzählt mit Freude von seinem Beruf. Besonders schön finde er, wenn die Kundschaft zufrieden sei mit der Beratung, und er schätze es, die Frauen in seinem sozialen Umfeld manchmal mit beliebten Geschenken überraschen zu können. Die Lehre an sich erlebt Fatlum gemischt: Von seiner direkten Chefin fühlt er sich einigermaßen gut unterstützt, ein besonders gutes Verhältnis hat er zum Bereichsleiter, der ihn schätzt und fördert. Die Schule wiederum erlebt Fatlum als schwierig und eher negativ. Er investiert viel Zeit ins Lernen, ohne mal wirklich gute Noten erreichen zu können. Dies stört ihn sehr und er denkt, dass es zum Teil auch an den Lehrern liege.

Bemerkenswert ist, wie sich Fatlum schon bei der Bewerbung für seine Lehrstelle Gedanken darüber macht, dass er als einer der wenigen Männer in dieser Branche wohl gute Aufstiegschancen haben würde: Er plant, später einmal eine Weiterbildung zum Filialleiter zu machen. Fatlum ist sowohl beim Zugang zu einer Lehrstelle als auch bei seinen beruflichen Perspektiven in der Lage, kreativ eine Nische für sich zu finden, indem er zum einen seine ehemaligen Wünsche reduziert und zum anderen die Tatsache des geschlechtsspezifisch segregierten Lehrstellenmarktes für sich zu nutzen versteht. Der Preis, den er dafür zahlt, ist allerdings sehr hoch: Er muss verarbeiten und vor sich selber, seinen Kollegen sowie seinen Eltern dazu stehen können, dass er als Mann in einer Parfümerie arbeitet.²⁵ Dass ihn das Thema stark beschäftigt, kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass Fatlum im Verlauf des zweiten Interviews immer wieder auf dieses Thema zu sprechen kommt. „Vielleicht manchmal meinen ein paar Männer, mein Gott, schau jetzt wo er arbeitet, Parfümerie, mein Gott.“ Und: „Parfümerie ist halt etwas wo man sich trauen muss eigentlich, sage ich mal.“ Es scheint also, dass Fatlum für seinen Beruf von aussen kaum Anerkennung erhält und er sich diese deshalb selber verschaffen muss, indem er sich bewusst macht, dass seine Wahl auch Mut braucht. Ausserdem hält sich Fatlum weiter an seine Weiterbildungs- und Aufstiegspläne und sagt, er werde einmal stolz sein, wenn ihm der Aufstieg im Betrieb gelinge.

Fatum macht im zweiten Interview auch mehrfach Hinweise auf Kollegen, denen er nicht mehr richtig vertrauen könne. Er benennt es zwar nie explizit, aber die Vermutung liegt nahe, dass seine besondere Berufswahl bei diesen Schwierigkeiten mitspielen dürfte. Mittlerweile verfügt Fatlum auch nicht mehr über eine positiv erlebte Zugehörigkeit zu seinem ehemaligen Klassenverband, er zeigt sich sehr enttäuscht und auch leicht verbittert darüber, wie sämtliche damals so guten Freundschaften auseinandergegangen seien. Gehalten hat die Beziehung zu seinem engsten Freund Andi, der für ihn wie ein Bruder sei: „Er hilft mir und ich helfe ihm“²⁶. Er äussert, dass er lieber ein paar wenige, enge Kontakte habe, als ein grosses Netz von loseren Kollegen. Seine nächsten Kollegen sind ihm wichtig: „Wenn ich mal nicht so einen guten Tag habe, (dann) motivieren sie mich eigentlich.“ Nebst seinen Einzelkontakten zu Gleichaltrigen fühlt sich Fatlum auch nach wie vor im Kreis seiner Familie und seiner Verwandten wohl. Eine besonders nahe Beziehung hat er zur Mutter, den Vater erwähnt er seltener. Die Eltern kontrollieren Fatlum stärker, als ihm lieb wäre, so entbrennen beim Thema Ausgang immer wieder Konflikte.

Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews hat Fatlum angefangen, hin und wieder alleine zu den Verwandten in den Kosovo zu reisen, wo er sich, wie er sagt, sehr wohl fühle, und was er sich dank seinem Lehrlingslohn auch öfters im Jahr leisten kann. Er erwähnt Unterstützungsleistungen gegenüber

²⁵ Vgl. dazu die weiter oben in Kap. 4.2. erwähnten Überlegungen Krappmans zum ‚Herausfallen‘ aus sozialen Beziehungen, die er in Anlehnung an Goffman formuliert (Krappman 1997:81).

²⁶ „Helfen“ als Form einer reziproken Beziehung bzw. Unterstützung zwischen Gleichaltrigen wird in den Interviews immer wieder erwähnt, dazu passt, dass viele – nicht alle – Jugendlichen in der am Schluss des ersten Interviews erbetenen Selbstbeschreibung in fünf Wörtern sagen, sie seien „hilfsbereit“: In allererster Linie wohl generell Ausdruck davon, wie Jugendliche im Kontakt zu Gleichaltrigen reziproke Beziehungen erlernen. Hinzu dürfte im einen oder anderen Fall kommen, dass diese Form der gegenseitigen Unterstützungsleistung bei Jugendlichen mit sonst wenigen (sozialen) Ressourcen besonders wichtig ist.

seinen Verwandten im Kosovo und sagt, dass er ihnen sehr gerne helfe. Wie auch bei anderen Jugendlichen – gerade auch bei solchen, bei denen wie im Beispiel von Fatlum über lange Zeit viel Energie und Konzentration in den Bildungsaufstieg gesteckt wurde – ist auch bei Fatlum zu beobachten, wie er sich zunehmend mit seiner Herkunft auseinanderzusetzen beginnt. So schreibt er zum Beispiel seine Arbeit für die Lehrabschlussprüfung über den Kosovo – und er ist bitter enttäuscht, als er dafür eine aus seiner Sicht ungerechtfertigt tiefe Note erhält. Ausserdem tanzt Fatlum liebend gerne die albanischen Volkstänze, wozu er in den albanischen Clubs die Möglichkeit hat.

Gleichzeitig steht für Fatlum ausser Frage, dass er seine Zukunft in der Schweiz sieht: Wie seine ganze Familie fühlt er sich hier nach wie vor wohl und zuhause: „Ich bin da halt von klein an schon aufgewachsen und fühle mich eigentlich da geboren.“ Umso mehr stört sich Fatlum an den Barrieren und Stigmatisierungen, die er gegenüber sich bzw. seiner Herkunftsgruppe in der Schweiz wahrnimmt. Wie schon im ersten bringt Fatlum auch im Rahmen des zweiten Interviews mehrmals seinen Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung jenseits von verallgemeinernden Zuschreibungen zum Ausdruck: „Es gibt Albaner die wirklich sehr lieb sind, die Leuten helfen, die keine Probleme machen, aber die werden eigentlich, irgendwie in den gleichen Topf rein, geworfen, ja, ich finde das einfach sehr schade da in der Schweiz.“ Fatlum stört sich wie andere Jugendliche mit Migrationshintergrund unter anderem daran, wie ihm alleine aufgrund seines ex-jugoslawischen Hintergrunds der Zutritt zu bestimmten Diskotheken verwehrt wird. Vor allem aber bereitet ihm Mühe, dass er und seine Familie schon sehr lange und bisher vergeblich auf eine Annahme ihres Einbürgerungsantrags in die Schweiz warten. Fatlum ärgert und verunsichert dies: „Ich finde also, ich habe noch nie Probleme gemacht, meine Eltern, meine Geschwister haben noch nie Probleme gemacht. (...) Ich hoffe wir bekommen sie. Weil wir leben da, wir fühlen uns da sehr wohl.“ Fatlum geht es nicht einfach um den blossen Akt der Einbürgerung und damit allenfalls zusammenhängende Privilegien. Sondern in seinen Äusserungen wird erkennbar, dass die Einbürgerung für ihn als Akt der Anerkennung bedeutsam wäre: der Anerkennung als Mensch, der gemeinsam mit seinen Eltern und seinen Geschwistern vielfache Integrations- und Anpassungsleistungen erbracht hat, der sehr gerne hier lebt und sich sowohl einem schweizerischen wie auch einem kosovoalbanischen Kontext zugehörig fühlt.²⁷

Falltypisierung

Fatum steht für einen jungen Mann, der trotz Rückschlägen konsequent seinen Weg verfolgt, um sich einen anerkannten Platz in der Schweizer Gesellschaft zu sichern. Eingebettet ist diese Aufstiegsorientierung in eine positive und eigenbestimmte Deutung der bisherigen Biographie und der Migration der Familie, nach der es gilt, die sich bietenden Chancen zu nutzen. Da diese Chancen allerdings ungleich verteilt sind und der Ausbildungsmarkt für Fatlum nur bedingt zugänglich ist, ist er bereit, auf seinem Weg eigene Wünsche zunächst zurückzustecken und für sich eine Nische zu suchen, die ihm genügend Möglichkeiten für einen späteren Aufstieg offenhält. Diese Anpassungsleistung hat insofern ihren Preis, als Fatlum mit seiner eher unkonventionellen beruflichen Platzierung aus den Erwartungen seines sozialen Umfelds teilweise herausfällt und mit den damit einhergehenden negativen Folgen klarkommen muss. Umso mehr wünschte sich Fatlum, dass seine Einsatzbereitschaft, seine Bemühungen und seine Anpassungsfähigkeit mit der vollen gesellschaftlichen Anerkennung und Teilhabe im Rahmen des Zugangs zur Schweizer Staatsbürgerschaft beantwortet würden.

²⁷ Zur Thematik der Nicht-Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeiten siehe Mecheril (2003, 2006)

Verortung im Sample, Vergleichs- und Kontrastfälle

Das bei Fatlum herausgearbeitete Muster, sich durch Willenskraft und hohe Einsatz- und Anpassungsbereitschaft einen Platz und die dazugehörige Anerkennung in der Schweizer Gesellschaft zu sichern, prägt verschiedene der Biographien in unserem Sample. Nicht immer ist es allerdings so, dass die entsprechenden Deutungs- und Handlungsmuster während der gesamten bisherigen Biographie präsent oder dominant wären: Es finden sich auch Biographien, in denen sie sich erst mit der Zeit bzw. über bestimmte biographische Erfahrungen entwickeln (vgl. Blerim, Kap. 4.4., Tereza, Kap. 4.6.), und auch solche, in denen der Aufstiegs- und die Einsatzbereitschaft gebremst oder aufgegeben werden, wenn sie an zu viele Grenzen stossen (vgl. Ardita, Kap. 4.3. oder Elira in Kap. 4.6.). Zu den wesentlichen Elementen des geschilderten Musters gehört auch ein gewisser Stolz über die bisher erreichten Leistungen und ein damit verbundener wahrgenommener Anspruch auf gesamtgesellschaftliche Anerkennung und Teilhabe. Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen werden von den Jugendlichen mit diesem Muster besonders schmerzhaft wahrgenommen: Sie sind ihnen in ihrer ‚schweizbejahenden‘ Haltung gewissermassen schutzloser ausgeliefert als jene Jugendlichen, die eine Anerkennung und gleichberechtigte Teilhabe schon gar nicht erwarten und deshalb von vornherein darauf verzichten. Im folgenden Beispiel wird Andrej, ein erfolgreich positionierter junger Mann kroatischer Herkunft, etwas länger zitiert, um Einblick in die Wahrnehmungs- und Reaktionsmuster bei erfahrener Ablehnung zu geben.

Andrej und die Schweizer Clubs

Andrej vollzieht einen steten Bildungsaufstieg. Er findet einen direkten Einstieg in eine qualifizierte Lehre und absolviert diese ohne Verzögerungen. Probleme gibt es nur einmal: Als er an seiner ersten Arbeitsstelle nach der Lehre mit rassistischen Bemerkungen konfrontiert wird und deshalb die Stelle rasch wieder aufgibt. Er findet jedoch bald wieder eine Stelle in einem anderem Betrieb, wo es ihm seither gut gefällt. Andrej erzählt sehr ruhig über sein Leben und die bisher erreichten Schritte. Erst ganz am Ende des Interviews, als die Interviewerin ihn nochmals fragt, ob alles Wichtige gesagt worden sei, beginnt Andrej zu erzählen, wie sehr er sich daran stört, dass ihm als jungem Mann mit ex-jugoslawischem Hintergrund immer wieder der Zugang zu ‚Schweizer‘ Diskotheken verwehrt wird: „Also wenn man da in diese Schweizer Clubs will da. Das ist ja das Krasseste. Da komm ich nie rein. Da stehe ich zum Beispiel genau jetzt am Samstag, da bin ich eineinhalb Stunden angestanden. Dann komme ich an die Reihe und dann komm ich nicht rein. Nur weil ich Ausländer bin. (...) Von hundert mal wenn ich es probiere komme ich vielleicht zweimal rein. Und darum gehe ich auch nie in diese Schweizer Clubs. Obwohl ich zweihundert Franken in der Tasche habe und diese dort verputzen würde. Und dann lassen sie eben so vierzehn-, fünfzehnjährige Schweizerinnen, Entschuldigung wenn ich es so sagen muss, die nehmen ein Getränk und dann gehen sie wieder nach Hause. Aber easy. Von mir aus können sie das schon machen.“ Im Zitat ist erkennbar, was es ist, das Andrej besonders verletzt: Er ist – im Vergleich zu 15jährigen Schweizer Mädchen – volljährig, hat eine abgeschlossene Ausbildung und ist insofern Teil des gesellschaftlichen Ganzen, des ökonomischen Kreislaufs, indem er seine Arbeit verrichtet und dafür sein eigenes Geld verdient. In solchen Situationen wird ihm schmerzlich vor Augen geführt, dass er trotzdem keine Garantie hat, als gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft behandelt und anerkannt zu werden. Er erzählt, wie er und seine Freunde jeweils extra nur in Zweiergruppen anstünden, um sicher kein Aufsehen zu erregen, aber dass auch das meist nichts nütze. „Und dann sagen sie irgendetwas. ‚Nein, sorry du kommst nicht rein.‘ ‚Wieso?‘ ‚Du kommst einfach nicht rein. Tschüss.‘“ Eine Abwehr ist zwecklos, was bleibt ist das Ausweichen auf jene Clubs, die von Personen derselben Herkunft geführt werden: „Kroatische oder serbische Discos. Dort komm ich rein. Ohne Probleme. Muss nicht einmal Ausweis zeigen oder so. (...) Aber ja. Mit dem haben wir uns abgefunden. Aber es scheisst dich schon etwas an. Weil die anderen Clubs, die Yugo-

clubs sind uns auch langsam verleidet. Wir wollen auch mal was anderes sehen.“ Andrej und seine Freunde weichen deshalb in letzter Zeit öfters in andere Städte aus, wo sie Clubs mit einem weniger restriktiven Zugang kennen.

4.6. Tereza: „Und dann hab ich gesagt ja warum nicht“

Terezas Eltern sind beide als junge Leute vor über zwanzig Jahren aus Portugal in die Schweiz gekommen, wo schon mehrere ihrer Geschwister in der Region Luzern lebten. Nach einigen Jahren Arbeit kommt das erste Kind, ein Sohn, zur Welt, ein Jahr später Tereza. Das jüngste Kind, eine Tochter, ist vier Jahre jünger als Tereza. Die Familie lebt seit Terezas Geburt in Emmen. Der Vater arbeitet als Schichtführer in einer Fabrik, die Mutter als Putzfrau. Verwandte, die in der Nähe leben, sowie einige weitere Familien aus Spanien und Portugal gehören zum sozialen Umfeld der Familie. - Das erste Gespräch mit Tereza führen wir während ihres letzten Schuljahres, das zweite kurz nach Abschluss ihrer Lehre.

Tereza muss zwei Jahre in den Kindergarten, da sie für die Einschulung noch zuwenig gut Deutsch spricht. Sie erinnert sich, dass sie überhaupt nicht gerne hingegangen sei, sich aber irgendwann habe fügen müssen. Über die ersten Schuljahre erfahren wir nicht viel. Tereza sagt, dass sie ein „schlimmes Kind“ gewesen sei. Insbesondere gegen Ende der Primarschule, in der fünften und sechsten Klasse, habe sie, gemeinsam mit einer Freundin, „wirklich jeden Scheiss mitgemacht“. Sie seien „wirklich fast an jeder Party“ gewesen. Tereza lernt nie für die Schule, hat schlechte Noten, reisst von zuhause aus.

„Und nachher, ja, bin ich langsam wieder aufwärts gekommen.“ So beschreibt Tereza im Rückblick ihren Ausstieg aus der Krisenzeit. Nach der Primar- kommt sie in die Realschule, und hier habe der entscheidende Wandel stattgefunden: Denn Tereza findet sich in einem neuen, anders zusammengesetzten sozialen Umfeld wieder, in dem sie ihre frühere Rolle nicht mehr weiterspielen kann: „Dann bin plötzlich nicht mehr ich es gewesen die gesagt hat was läuft. Da ist es einfach in bisschen in die andere Richtung gegangen.“ Tereza zieht sich zurück, bleibt mehr zuhause. Und macht „mal regelmässig Hausaufgaben“. Rasch bessern sich ihre Noten, und der Lehrer sagt ihr, dass sie „noch viel mehr drauf“ hätte, wenn sie noch mehr lernen und sich ein bisschen zusammenreissen würde. Sie folgt dem Rat und kann bereits nach wenigen Monaten in die Sekundarschule wechseln. Die Art, wie Tereza über diesen schulischen Wechsel spricht, drückt ein für sie sehr typisches, in ihrer Erzählung immer wiederkehrendes Deutungsmuster aus: „Dann haben sie mich schon dazumal in die Sek raufgetan. Also ich habe dann zugesagt, sie haben dann gefragt und dann habe ich gesagt ja warum nicht.“ Es ist fast durchgehend diese Mischung aus aktivem und passivem Handeln – sie fragen, ich sage zu – welche in Terezas Darstellung viele ihrer Entscheide prägen. Wir deuten dieses Muster zum einen als Ausdruck des Bedürfnisses von Tereza, sich nicht als die alleine Verantwortliche für ihren Aufstieg darzustellen. Es ist dies ein Bedürfnis, das aus dem Kontext ihres sozialen Hintergrunds verstehbar ist: Als eine der ganz wenigen Portugiesinnen, die einen schulischen Aufstieg schafft, ist ihr wichtig, die dadurch entstehende Differenz zu ihrem Herkunftskontext nicht noch dadurch zu vergrössern, dass sie sich als ehrgeizige, aktiv Handelnde darstellt.²⁸ Zum anderen stehen Tereza aber auch tatsächlich etwas mehr Ressourcen zur Verfügung und bieten sich ihr mehr Gelegenheiten als anderen, so dass sie sich eine gewisse Gelassenheit auf ihrem Weg auch eher leisten kann.

Bei Terezas Wandel ebenfalls mitgespielt haben die Kontakte zur Jugendarbeit, wo man ihr gesagt habe, dass sie „nicht die richtigen Kollegen“ habe.²⁹ Tereza beginnt sich sozial neu zu orientieren. Der endgültige Bruch mit ihrem ehemaligen Freundeskreis zieht sich über ein, zwei Jahre hin, da sie

²⁸ Dieses Muster, das sich auch als eine Art ‚understatement‘ beschreiben liesse, wurde auch in früheren Studien beobachtet (Juhász/Mey 2003).

²⁹ Der Wechsel eines Kollegenkreises wird von den Jugendlichen selber immer wieder als Grund für neue Entwicklungen in ihrem Leben beschrieben (vgl. auch die Falldarstellung von Janko). In der Regel sind es die Eltern, die die Kinder zu einem Wechsel des sozialen Umfelds drängen. Einmal war es die Freundin, die einen jungen Mann zum Bruch mit seinen „schlimmen Kollegen“ brachte. Terezas Biographie ist der einzige der analysierten Fälle, in denen die Jugendarbeit diese Funktion übernommen hat.

vereinzelt wieder Kontakte eingeht, sich dann aber zunehmend darin bestärkt sieht, dass sie und ihre ehemaligen Kollegen eben „andere Wege“ gehen. Bei ihrer sozialen Neuorientierung spielen insbesondere ihre sehr vielfältigen Freizeitbeschäftigungen im Rahmen organisierter Angebote eine Rolle. Da ist einmal der Sport, der schon immer eine Konstante in ihrem Leben war, an die Tereza jetzt anknüpfen kann. Sport habe sie „von klein an immer gerne gemacht“, ab der zweiten Klasse ist sie Mitglied im Schwimmklub und bleibt so lange dabei, bis sie keine Zeit mehr hat: weil sie inzwischen im Handballclub sehr aktiv geworden ist. Zum Handball kommt sie über eine Kollegin in der Sekundarschule, die sie in ein Training mitnimmt. Tereza hat Talent und wird bald Goalie ihrer Mannschaft, in der Oberstufe wird sie, zusätzlich zu den regelmässigen Trainings und Turnieren, Goalie-Trainerin der U11. Auch in der Kirche ist sie aktiv: Bereits in der Primarschule – während ihrer Krisenzeit – fragt sie ihr Religionslehrer, ob sie bei den Ministrantinnen mitmachen wolle, und Tereza sagt zu („Religion ist eigentlich das einzige Fach, in welchem ich immer gut gewesen bin“ – eine Aussage, die darauf hindeutet, dass Tereza auch mitten in ihrer Zeit als „schlimmes Kind“ abholbar war für etwas, das sie sich selber zutraute). Auch hier wird sie während der Oberstufe Leiterin in einer Kindergruppe. Schliesslich wird sie von ihrer Klasse in den Schülerrat gewählt und meldet sich, auf Vorschlag des Jugendarbeiters, fürs Jugendparlament an. Tereza zeichnet sich also durch ein unter den Jugendlichen selten anzutreffendes Vernetzungsmuster aus, bei dem auch formale Organisationen eine wichtige Rolle spielen. Dazu tragen sicherlich ihre vielfältigen Talente bei, die sie einzubringen und zu nutzen versteht. Von Bedeutung dürfte aber auch sein, dass sie – als portugiesische Jugendliche – eher in geringerem Ausmass Mechanismen sozialer Ausgrenzung ausgesetzt ist, als dies bei den Jugendlichen mit einem serbischen oder kosovoalbanischen Hintergrund der Fall ist, was den Zutritt zu Vereinen erleichtert.³⁰ Schliesslich hat sie in den Jahren zuvor jugendspezifisch-gegenkulturelle Bedürfnisse bereits sehr intensiv ausgelebt, was mit ein Grund sein mag, dass sie (im Vergleich zu anderen) überhaupt eine so hohe Bereitschaft zur Teilnahme an organisierter Freizeit aufweist.

Tereza ist allerdings nach wie vor auch ausserhalb der formalisierteren Engagements mit Gleichaltrigen vernetzt: Eine wichtige Rolle spielt hier ein „Rüümüli“, ein kleiner Raum bei einem Jugendlichen zuhause, wo man sich regelmässig trifft, zusammen etwas spielt, etwas trinkt und es „einfach lustig hat“. Wie dies auch aus anderen Interviews erkennbar wird, sind diese „Rüümüli“ eine Art privater Jugendräume, welche von Jugendlichen organisiert und besucht werden, die in den offiziellen Jugendzentren keinen Zugang haben bzw. haben wollen, da diese bereits von anderen Jugendgruppen – ausländischen – genutzt sind.³¹ Tereza kommt über eine Kollegin ins „Rüümüli“ rein und findet hier Zugang insbesondere auch zu Schweizer Jugendlichen. Erwähnenswert sind die vereinzelt Hinweise auf das soziale Milieu der Jugendlichen, auf das Tereza hier trifft: Es sind offenbar vor allem Schweizer Jugendliche, die ihrerseits nicht den höheren Positionen im sozialen Raum angehören, sondern Lehrstellen z.B. als Landwirte oder als Maurer in Aussicht haben.

Terezas neues soziales Umfeld umfasst sehr viele losere Kolleginnen und Kollegen, die sie aus Schule, die Vereinen und „Rüümüli“ kennt, und einige besonders enge Freundinnen, die mit ihr im Handball sind und mit denen sie darüber hinaus mindestens noch einen weiteren Bezugspunkt hat, sei dies, dass man zusammen in die Schule geht oder in der Nachbarschaft lebt.³² Zu den vertrautesten Freundinnen gehört eine portugiesische Jugendliche, die einer eng befreundeten Familie angehört und mit der Tereza „praktisch aufgewachsen“ ist. Diese besucht (als eine der wenigen Portugiesinnen) das Gymnasi-

³⁰ In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass sich die andere Jugendliche in unserem Sample, die sich ähnlich intensiv vernetzt wie Tereza, jedoch einen kosovoalbanischen Hintergrund hat, dezidiert von ihrer eigenen Herkunftsgruppe abgrenzt. Es ist davon auszugehen, dass diese Abgrenzung sowohl in Bezug auf die Selbst- wie auf die Fremdwahrnehmung funktional ist für den Zugang zu ‚Schweizer‘ Vereinen. Zur niedrigen Beteiligung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Vereinen und damit zusammenhängenden Gründen siehe auch Mey/Rorato 2006:36ff.

³¹ Näheres dazu Mey/Rorato 2006:48f.

³² Bereits in Mey/Rorato 2003 konnte festgestellt werden, dass jene Beziehungen am nachhaltigsten und am engsten sind, die zumindest in zwei Kontexten gleichzeitig verankert sind.

um, und auch wenn Tereza nur wenig über sie erzählt, kann davon ausgegangen werden, dass sie auf Terezas Weg eine wichtige Bezugsperson im Sinne einer Weggefährtin³³ spielt.

Auch in ihrer Familie fühlt sich Tereza wohl, mit ihren Geschwistern verbindet sie insbesondere die Liebe zum Handball. Die Kontakte zur Verwandtschaft halten vor allem die Eltern aufrecht; wohl auch weil es keine Cousinen und Cousins in Terezas Alter gibt, sind für Tereza die Verwandtschaftskontakte nicht sehr relevant. Hingegen wird erkennbar, dass die Familie durchaus in der Lage und willens ist, soziales und ökonomisches Kapital für die schulische Karriere der Kinder zu mobilisieren: Der Bruder besucht eine Privatschule, weil er nur dort die sechste Primarschule (als Basis für die Oberstufeneinteilung) wiederholen kann, Tereza erzählt von einer Nachhilfelehrerin, mit der sie für die Schule büffelt. Eine wichtige und unterstützende Rolle in schulischen Dingen spielt ausserdem eine (Schweizer) Arbeitskollegin ihrer Mutter, die in der Praxis, in der die Mutter putzt, Sekretärin ist und Tereza bei schulischen Fragen weiterhilft.

Als Tereza in die Phase der Berufswahl kommt, orientiert sie sich zuerst ebenfalls, wie viele andere junge Frauen, an primär frauenspezifischen Berufsbildern: Sie geht schnuppern als Praxis- und Dentalassistentin sowie im Hotelfach. Dann stellt sie im Rahmen der Schnupperlehren allerdings fest, dass sie bei all diesen Berufen immer jene Tätigkeiten am meisten interessieren, die in den Bürobereich gehören: „Dann habe ich mir gedacht dass ich etwas machen will das mich interessiert“, erzählt sie rückblickend – und bringt damit auch zum Ausdruck, dass das persönliche Interesse offenbar nicht selbstverständlich am Anfang der Berufswahl stand. Tereza geht zur Berufsberaterin und diese findet, dass sie angesichts ihrer guten Noten auch eine KV-Lehre ins Auge fassen könnte. Tereza absolviert den Multicheck, sucht mit Hilfe der Berufsberaterin im Internet Adressen von Lehrbetrieben und schreibt schliesslich zehn Bewerbungen, bis sie bereits eine Lehrstelle erhält. Im Rückblick findet Tereza, dass sie wirklich Glück gehabt habe, da ihr, auch dank den guten Noten, die Lehrstellensuche viel leichter gefallen sei als anderen. Ihre Eltern seien ziemlich enttäuscht gewesen, dass sie nicht ins Gymnasium wollte, fügt Tereza an. Doch ist sich Tereza, die sich auf ein Leben nach der Schule freut, ihrer Sache sicher und verfügt offenbar auch über ausreichend Autonomie, um ihren Weg selbstbewusst zu vertreten: „Da musste ich einfach nein sagen.“

Kaum beginnt die Lehre, schliesst die Filiale der Bankgesellschaft, in der sie arbeitet, und Tereza muss in eine weit entfernte Filiale in einem Bergkanton wechseln. Die Eltern kaufen ihr ein Auto, damit der weite Arbeitsweg machbar ist. Die Versetzung erweist sich dann allerdings als Glücksfall: Tereza kommt in ein Team, wo sie sich sofort und ausserordentlich wohl fühlt. „Ich habe die Zeit im Team einfach sehr genossen. (...) Mit dem Team kann ich auch zusammen sitzen und du konntest auch wirklich mit allen reden, mit allen konntest du zusammenarbeiten.“ Ein Aspekt, der ihr dabei besonders gefällt, ist die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, das sich über alle Deutschschweizer Filialen erstreckt – eine absolut selbstverständliche, fraglose Zugehörigkeit, wie sie Tereza ausserhalb ihrer Familie bis anhin wohl kaum je erlebt hat: „Du rufst an, und nachher sagst du, Tereza, und dann sagt eine ja, schön, ich bin die Lucia, ehm, gut, hallo, und du redest einfach. Du hast die Leute noch nie gesehen aber, wirklich, es ist einfach, ein Team. Es ist wirklich ein Team.“ Zum sozialen Wohlbefinden kommt das fachliche Interesse hinzu, das Tereza je länger je stärker entwickelt. Zuerst in einem Fachbereich eingeteilt, der sie eher langweilt, arbeitet sie im zweiten Jahr in einem Thema, das sie „packt“, wie sie sagt. Tereza erzählt in einer langen, dichten Passage über die fachlichen Inhalte, die sie bearbeitet. Sie wird aktiv und kann erreichen, dass sie nicht nur für die ganze Lehre in diesem Themenbereich bleiben, sondern auch als erste eine Lehrabschlussprüfung auf diesem Gebiet ablegen darf. Bereits vorher fragt sie ihr Chef, mit dem sie sich bestens versteht, ob sie nach der Lehre eine Festanstellung will, was sie mit Freude bejaht. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews hat sie die Leh-

³³ Juhász/Mey 2003 unter Bezugnahme auf ein Konzept von Schütze 1981: Weggefährte/-in als Person, die einen ähnlichen biographischen Hintergrund hat und einen vergleichbaren Weg im sozialen Raum zurücklegt und mit der sich entsprechend wichtige biographische Erfahrungen teilen lassen.

re abgeschlossen und arbeitet nun wieder in einer Filiale in der Nähe von Emmenbrücke (wo es ihr weniger gut gefällt als zuvor im Lehrbetrieb im ländlichen Kontext). Sie plant, demnächst eine Weiterbildung zu machen.

Der sehr positiv erlebte Einstieg ins Berufsleben im Rahmen ihrer Lehre geht bei Tereza damit einher, dass sie hier auch ihre engsten Beziehungen knüpft: Eine gleichaltrige Lehrfrau wird zu ihrer besten Kollegin, mit der sie demnächst in eine gemeinsame Wohnung ziehen wird. Tereza freut sich darauf und die damit verbundenen Freiheiten, da ihre Mutter sonst nicht richtig „loslassen“ könne. Vor allem aber findet Tereza im Lehrbetrieb auch ihren Freund, mit dem sie inzwischen bereits über zwei Jahre zusammen ist. Die beiden verbringen sehr viel Zeit miteinander, meist übernachten sie gemeinsam bei Tereza oder in der Familie des Freundes. Über ihren Freund, der Schweizer ist, hat Tereza weitere neue Bekanntschaften geschlossen. Dieses bei Tereza feststellbare Muster – das Knüpfen von privaten, über den beruflichen Bereich hinausgehenden Beziehungen am (Lehr-) Arbeitsplatz – ist in unserem Sample nur sehr selten anzutreffen. Es beschränkt sich in diesen Fällen sehr klar auf jene Jugendlichen, die ihre berufliche Situation generell als sehr befriedigend wahrnehmen, was zumindest in den analysierten Fällen nur bei wunschgemässen und vergleichsweise qualifizierten Berufen der Fall ist.³⁴ Bei Tereza findet also eine sonst kaum beobachtete Vermischung von beruflicher und privater Sphäre statt.

Mit ihren früheren Freundinnen und Freunden während der Schulzeit hat sie praktisch keinen Kontakt mehr: Nur die Portugiesin aus der befreundeten Familie, die sie schon seit ihrer Kindheit kennt und die das Gymnasium besucht, sieht sie noch ab und zu. Eine Rolle dabei spielt auch Terezas verändertes Freizeitverhalten: Nachdem sie schon in sehr jungen Jahren „an allen Parties“ und „in allen Clubs“ gewesen sei, wie sie sagt, mag sie es heute lieber ruhiger. Auch die früheren Vereinstätigkeiten, die Tereza während der Schulzeit pflegte, hat sie inzwischen aufgegeben; einzig Handball trainiert sie noch ab und zu. Neu hinzugekommen ist hingegen ihre Mitgliedschaft in der Guggemusig, zu der sie über eine ehemalige Handballkollegin gekommen ist. Sie schätzt hier insbesondere das Zusammensein von Jung und Alt – man könnte sagen, die Guggemusik bietet Zugang zu unterschiedlichen Milieus und Generationen und damit auch die Zugehörigkeit zu einem Abbild der Gesamtgesellschaft im Kleinen.

Terezas Eltern wollen nach Portugal zurückkehren, wenn die Kinder finanziell selbständig sind. Für Tereza selber ist es keine Frage, dass sie hier bleiben wird. Die Qualität ihrer Beziehung zum Herkunftsland, die sich im Kern über ihre Beziehung zur Familie definiert, bringt sie mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Portugal, das ist für mich ein Ferienort und eine Sprache, die ich beherrsche. Wo meine Eltern herkommen, wo meine Grosseltern herkommen. Aber ich selber kann nicht sagen dass ich von dort komme. Ich komme von hier, ich bin hier daheim. Aber trotzdem fühlst du dich irgendwie verbunden, weil es doch deine Familie ist, die von dort kommt. Und Familie bedeutet mir ja sehr viel und darum, ja fühlst du dich doch auf eine Art und Weise ein bisschen verbunden. Aber nicht daheim.“ Vielleicht möchte sich Tereza einmal einbürgern lassen, es ginge für sie dann darum, ihrem Gefühl von Heimat mit dem dazugehörigen Pass zu entsprechen. Die Thematik, die für viele dominant ist, nämlich die Möglichkeit der Ablehnung des Einbürgerungsantrags, ist auch bei ihr präsent. Sie thematisiert diese Möglichkeit jedoch, Distanz schaffend, mit Humor: Lachend sagt sie, sie werde sich sicher irgendwann einbürgern lassen, „wenn sie mich wollen – nein Quatsch.“ Auch die hohen Kosten für eine Einbürgerung thematisiert sie, die sie sich jetzt noch nicht leisten könne und die sie auch nicht wirklich angemessen findet. Sie hat inzwischen einen anderen Weg gefunden, ihrem subjektiv wahrgenommenen Recht auf die politische Mitsprache wahrzunehmen, worüber sie ebenfalls

³⁴ Wobei selbstverständlich nicht auszuschliessen ist, dass auch umgekehrte Wirkungen eintreffen in dem Sinne, dass private Beziehungen auch die Zufriedenheit im Beruf fördern können. Nebst den ganz wenigen Lehrlingen ist auch bei einzelnen Gymnasiast(inn)en bzw. Studierenden beobachtbar, dass die im Rahmen der Ausbildung geschlossenen Beziehungen auch privat relevant sind, allerdings können diese Jugendlichen noch nicht im eigentlichen Sinne als beruflich platziert bezeichnet werden und stellen somit einen Spezialfall dar.

lachend berichtet: „Mein Freund stimmt nie ab, ich stimme immer alles für ihn ab, dafür brauche ich keinen Pass.“

Falltypisierung

Terezas Biographie steht als Beispiel für einen ausgeprägten und dank vielfältigen Ressourcen ermöglichten Wandel weg von einem stark abweichend-ablehnenden Bewältigungsmuster hin zu einem aktiv vollzogenen Ausstieg aus ihrem marginalisierten Status. Sie lehnt die an sie gestellten Erwartungen schon früh aktiv ab und sucht konfrontative Bewältigungsmuster. Mit dem Eintritt in die Oberstufe realisiert sie aufgrund neuer sozialer Erfahrungen und nach Intervention von professioneller Seite, dass ihre gewählten Strategien sie nicht mehr weiterbringen und sie neue Wege einschlagen muss. Ist dieser Entschluss einmal gefasst, kann Tereza offensichtlich auf genügend Ressourcen zurückgreifen, ihn auch in die Realität umzusetzen. Die Eltern bezahlen ihr Nachhilfestunden, und sie selber versteht es, ihre vielfältigen Begabungen zu nutzen. Dabei kann sie im Sport und im Religionsunterricht auf bereits langjährig vorhandene biographische Themen und Kontexte zurückgreifen. Sie vollzieht einen bewussten Wechsel ihres Freundeskreises und sucht und findet Zugang zu Vernetzungsorten von Schweizer Jugendlichen, wobei eine Rolle spielen dürfte, dass sie als Portugiesin weniger ausgeprägte Mechanismen von sozialer Ausgrenzung überwinden muss als Jugendliche ex-jugoslawischer Herkunft. Mit dem geglückten Einstieg in die Lehre, der dort gefundenen fachlichen Identifikation und dem Wechsel in einen ländlichen Kontext vertieft sich Terezas Weg eines Bildungsaufstiegs bei gleichzeitiger Orientierung an einem mehrheitlich schweizerischen Umfeld.

Verortung im Sample, Vergleichs- und Kontrastfälle

In unserem Sample finden sich weitere Beispiele von Jugendlichen, die einen Wandel von einem eher passiven und/oder abweichenden Anpassungsmuster hin zu einer verstärkten Aufstiegsorientierung vollziehen – Blerim, dessen Biographie in Kapitel 5.4. geschildert wurde, ist einer von ihnen. Gerade im Vergleich zwischen Blerim und Tereza zeigt sich aber auch, wie unterschiedlich sich ein solcher Wandel je nach biographischen Bedingungen, unter denen er stattfindet, gestalten kann (Herkunft, Ressourcen, Gelegenheiten). Tereza ist die einzige in unserem Sample, bei der der Aufstieg mit einer so ausgeprägten und auch wirklich vollzogenen Hinwendung zu einem schweizerischen Umfeld einher geht. Allerdings gibt es weitere Beispiele, in denen Jugendliche bewusst versuchen, sich vermehrt an Schweizer(inne)n zu orientieren, um auf diese Weise ihre soziale Stellung zu verbessern. So zeigt etwa *Elira* während ihren letzten Schuljahren ein sehr ähnliches Muster wie Tereza, indem auch sie ein aktives Vereinsleben pflegt. Allerdings grenzt sie sich dabei, anders als Tereza, sehr bewusst gegenüber Angehörigen ihrer eigenen, kosovalbanischen Herkunftsgruppe ab.

Elira – wenn die Handlungsräume immer enger werden

Elira ist eng in ihre Familie eingebunden und hat auch einige Verwandte, die sie gut mag, doch darüber hinaus versucht sie sich von anderen Personen kosovalbanischer Herkunft abzugrenzen und entsprechenden Kontakten auszuweichen (was unter anderem mit ihrer spezifischen Familien- bzw. Wanderungsgeschichte zu tun hat, die sie vom Kosovo aus via Kroatien in die Schweiz führte). Konsequenter als andere sucht sich Elira in nicht herkunftsspezifische Netzwerke auch ausserhalb der Schule einzubringen, sie engagiert sich im Sport und insbesondere im Jugendparlament. Zum ersten Interviewzeitpunkt erzählt sie ausführlich über die Ideen und Projekte, die sie im Rahmen des Jugendparlaments verfolgt – eines davon hat zum Ziel, die Jugendlichen in Emmen zu mehr Freundlichkeit gegenüber älteren Personen zu motivieren und dadurch das Image der Emmer Jugend generell zu

verbessern. Elira findet nicht sogleich eine Lehrstelle, erhält dann aber nach einer Zwischenlösung einen Lehrvertrag in jenem Betrieb, in dem zuvor schon ihre Schwester die Lehre gemacht hat. Elira gefällt die Lehre und die Arbeit im Team ausserordentlich gut und sie steckt voller Ideen und Taten-drang, was sie nach dem Abschluss alles machen könnte: Sie sieht für sich reichlich Handlungsspiel-raum. Gleich mehrere Ereignisse in verschiedenen Lebensbereichen führen dann aber zu einem Ein-bruch dieses Aufwärtstrends. Die vielleicht bitterste Enttäuschung muss Elira verarbeiten, als die Gemeinde ihr nach ihrem langjährigen jugendpolitischen Engagement den Antrag zur Einbürgerung ablehnt (ihr „einen Tritt in den Arsch“ gibt, wie sie sich ausdrückt). Hinzu kommen eine beim ersten Anlauf verpasste LAP sowie der Tod der Grossmutter im Kosovo, die für Elira eine sehr nahe Be-zugsperson war. Insbesondere wird in Eliras Erzählungen deutlich, wie ihre Grossmutter für sie eine wichtige, sehr positiv konnotierte Verbindung zu ihrem Herkunftskontext darstellte, die nun abgebro-chen ist – ein Verlust, der nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem kürzlich verweigerten Zugang zur Schweizer Staatsbürgerschaft besonders ins Gewicht fällt: Wenn auch auf sehr unterschiedliche Wei-se, so werden doch gleich in zwei relevanten Zugehörigkeitskontexten Verbindungen abgebrochen. Auch in ihrer eigenen Familie findet Elira nach verschiedenen Konflikten nicht mehr jenen Rückhalt, mit dem sie frühere Rückschläge verarbeiten konnte. Beim zweiten Interviewzeitpunkt nimmt Elira stark eingeschränkte Handlungsspielräume wahr und mag kaum weiterführende Perspektiven zu for-mulieren.

4.7. Janko: „Ich löse meine Probleme selber“

Jankos Vater lebt schon ein paar Jahre in der Schweiz, als in Bosnien der Krieg ausbricht. Die Mutter folgt ihrem Mann mit dem damals eineinhalbjährigen Janko in die Schweiz, kurz darauf wird der zweite Sohn geboren. Weitere sieben Jahre später kommt das jüngste Kind, eine Tochter, zur Welt. Jankos Familie ist serbischer Herkunft und orthodox. Es leben nur wenige und nicht sehr nahe Verwandte in der Umgebung, ein Onkel lebt in Deutschland, die meisten anderen sind in Bosnien beheimatet. Über Internet und Telefon wird ein reger Kontakt untereinander gepflegt. Der Vater von Janko arbeitet in einer Schreinerei, seine Mutter ist eine Zeitlang Hausfrau und steigt dann, als die Kinder etwas älter sind, wieder in den Reinigungsbereich ein. - Beim ersten Interview ist Janko in der dritten Realklasse, beim zweiten im 2. Lehrjahr.

Janko erinnert sich, wie es anfangs in seiner Kindheit etwas schwierig gewesen sei, als er noch kein Deutsch konnte und manchmal ausgelacht wurde. Aber dann sei er immer draussen gewesen und habe viele Schweizer Kollegen gehabt und es habe sich rasch gebessert. Janko ist zwar kein ausserordentlich guter Schüler, er durchläuft aber eine relativ ruhige Schulzeit ohne besondere Vorkommnisse. Die Familie lebt seit über zehn Jahren schon im selben Quartier. Die Beziehungen in der Familie sind gut, man ist füreinander da, und Janko betont zu beiden Interviewzeitpunkten, dass ihm alle, seine Eltern wie seine Geschwister, sehr wichtig seien. Janko hilft seiner kleinen Schwester oft bei den Hausaufgaben, und wenn sie ihn darum bete, gehe er manchmal auch mit ihr spazieren oder Fahrrad fahren. Ein gutes Verhältnis hat Janko auch zu seinem Bruder, sie seien wie Kollegen. Sein Bruder sei sehr gut in der Schule, sagt Janko. Die Familie fährt regelmässig im Sommer nach Bosnien, wo die Verwandten leben und man ein eigenes Haus hat. Auch hier fühlt sich Janko wohl, er hat hier viele gleichaltrige Kollegen, Cousins und Nachbarn, mit denen er sich gut versteht und viel Zeit verbringt. Er gehört dann jeweils den „Schweizern“ an, wie all jene Jugendlichen bezeichnet werden, die mit ihren Eltern ebenfalls in der Schweiz leben und sich im Sommer in Bosnien treffen; analog gibt es auch eine „deutsche“ Gruppe. Janko sagt, ihm sei das „egal“: Er akzeptiert diese Zuschreibungen, die zwar sehr klar sind, denen aber gerade in ihrer Klarheit auch eine gewisse Unhinterfragbarkeit und Selbstverständlichkeit eigen ist.

In Emmenbrücke gefällt es Janko am besten in seinem eigenen Quartier: Hier leben auch die meisten seiner teils langjährigen Kollegen. Janko ist während der Primarschulzeit viel mit einem serbischen und drei Schweizer Kollegen unterwegs, gemeinsam gehen die fünf für einige Zeit in den Fussball-, dann in den Basketballverein, steigen aber unter anderem wegen unpassenden Trainingszeiten wieder aus und betreiben fortan lieber „hobymässig“ Fussball. Auch sonst hat Janko wenig oder dezidiert kein Interesse an formalen Vernetzungsangeboten. Er sagt, er „brauche“ keine Vereine.

Dieser vergleichsweise stabile Lebenszusammenhang gerät in Bewegung, als Janko in die Realschule eintritt. Er trifft hier auf drei kroatische Jugendliche, die sich in einem abweichenden jugendkulturellen Milieu bewegen und bereits erste Kontakte zu Drogen und zur Polizei hinter sich haben. Janko lässt sich nie ganz, aber immer mehr auf die neuen Freunde ein. Er beginnt Neues mit ihnen auszuprobieren, kommt in Kontakt mit Alkohol, macht „Scheissdreck“ im Unterricht, lässt sich ablenken. Das Verhältnis zur Lehrerin, zu der Janko bis anhin einen guten Draht hatte, wird zusehends schlechter, die Noten sinken zwar nie wirklich tief, aber unter das gewohnte Niveau. Mit seinen bisherigen Kollegen aus dem Quartier ist Janko seltener zusammen. Im dritten Schuljahr eskaliert die Situation, als Janko in eine Sachbeschädigung verwickelt wird, die zu einer Strafanzeige führt. Jankos Eltern reagieren prompt: Sie verbieten Janko den Kontakt zu seinen „gefährlicheren“ Kollegen, wie Janko sie nennt, worauf er sich wieder stärker an der alten Peergroup zu orientieren beginnt. „Nachher hat mein Vater gesagt du bist dumm, du musst dir Kollegen suchen, nicht Kollegen dich“, erzählt Janko. Diese Wahl der Peergroups, die Selbstverortung in oder zwischen verschiedenen Gruppen, manchmal die Lust, sich auch „cooleren“, gegenkulturellen und abweichenden Gruppen zu nähern, dann aber

wieder die Schwierigkeit, sich von den „gefährlicheren“ Kollegen zu trennen, oder ganz generell das dezidierte sich Abgrenzen von Gruppen, ist als Thema insbesondere bei den interviewten männlichen Jugendlichen fast durchgehend präsent: Die Jungen *müssen* Stellung beziehen in dem Geflecht von Grenzziehungen, die manchmal, aber lange nicht immer entlang von nationalen Kriterien verlaufen.³⁵ Bei Janko ist erkennbar, wie vielfältig die Faktoren sind, die bei der Wahl von Kollegen und der Definition von Grenzen eine Rolle spielen, und über welche Mechanismen sich Grenzen verfestigen können: So erzählt er, wie seine Schweizer Freunde übers Wochenende jeweils fortfahren, weil sie „mit den Eltern campen“ gingen, während er und andere („Balkaner“, wie er sagt) zuhause blieben und dann zusammen etwas unternahmen. Ein in erster Linie als schicht- oder milieuspezifisch zu deutender Unterschied (die einen gehen campen, die anderen nicht, was ja z.B. auch unter Schweizern vorkommt) wirkt sich auf die ‚Präsenz‘ und Zugänglichkeit bestimmter Freunde aus und besiegelt gerade dadurch die Aufrechterhaltung getrennter Milieus. Da die Unterschiede auch entlang nationethnischer Grenzen verlaufen und diese besonders sichtbar sind, werden sie durch die Jugendlichen auch ethnisch konnotiert wahrgenommen und bearbeitet, wodurch sich trennende Selbst- und Fremdbilder verfestigen und ihrerseits zur Realität und Stabilität der Differenzen beitragen.

Die Lehrstellensuche von Janko trifft mitten in diese sozialen Such- und Positionierungsprozesse. Mit zweierlei Folgen: Einerseits akzentuiert sie diese Prozesse und verschärft insbesondere die Wahrnehmung ungleicher Chancen zwischen „Schweizern“ und allen anderen: Hier ist für Janko vor allem die Erfahrung mit seiner Lehrerin wichtig, die ihn, wie er erzählt, nach seinen Kontakten zu den kroatischen Jugendlichen fallengelassen habe, während sie ihre Lieblinge, einige Schweizer Kinder, bei der Lehrstellensuche stark unterstützt habe. Auch hat Janko mehrmals beobachtet, wie ein Schweizer Jugendlicher eine jener Lehrstelle erhalten hat, bei denen man ihm sagte, sie sei schon besetzt. Andererseits durchkreuzt die Lehrstellensuche aber bestimmte nationale Grenzziehungen und wirkt insofern individualisierend, als Janko merkt, dass er selber besonders schlechte Karten hat und deshalb vor allem für sich selber schauen muss. Für ihn einschneidend ist, zusehen zu müssen, wie die drei kroatischen Kollegen, die alle deutlich schlechtere Noten haben als er, eine Lehrstelle bekommen, während er selber als einziger Junge der Klasse leer ausgeht. Janko erklärt sich dies über das ungleiche soziale Kapital: Heute hätte nur noch Chancen auf eine Lehrstelle, wer „Bekanntschaften“ habe – Beziehungen zu Betrieben und Personen, die eine Lehrstelle zu vergeben hätten. Auch seine Eltern würden zwar Leute mit eigenen Betrieben kennen, fährt er fort, doch diese seien zu klein, um Lehrlinge ausbilden zu können.

Janko schreibt über 80 Bewerbungen. Am meisten trifft ihn, wenn man ihm verspricht, Kontakt aufzunehmen, dann aber doch wieder „nichts“ passiert, was er wiederholt erlebt. Allerdings gibt es auch einzelne Stellen, zu denen er Zugang erhalte, die er aber von sich aus absagt: eine Stelle im Strassenbau, die ihm überhaupt nicht gefällt, und eine andere in einem höchst dubiosen Betrieb³⁶. Dass Janko sich diese Absagen leistet, ist nicht zuletzt vor einem vergleichsweise stabilen familiären Kontext zu deuten (zu dem auch die bisher sehr erfolgreiche Schulkarriere des Bruders zu zählen ist), in dem Janko ein bestimmtes Mass an Sicherheit und Vertrauen entwickelt hat. Janko meldet sich beim Brückenangebot des Kantons an und bringt auch hier – nachdem man ihm wiederholt ein Maurerpraktikum vorschlägt – zum Ausdruck, dass er lieber nicht auf dem Bau, sondern gerne etwas im Metallbereich arbeiten würde. Er wird schliesslich in ein wunschgemäßes Praktikum vermittelt, macht seine

³⁵ Vgl. auch die Falldarstellungen von Paolo und Fatlum. Auch junge Frauen müssen sich verorten im Feld der Gleichaltrigen, die Thematik ist in den Erzählungen ebenfalls präsent (vgl. Tereza), aber vergleichsweise etwas weniger dominant als bei den Männern, was damit zusammenhängen dürfte, dass bei den Männern vorkommende Verortungen in (halb-)kriminelle Milieus einschneidendere oder zumindest sichtbarere Folgen hatten. Zu den vielfachen Grenzziehungen unter den Emmener Jugendlichen (männlichen wie weiblichen) und den dabei relevanten, sich gegenseitig manchmal überlagernden Kriterien vgl. die entsprechenden Ausführungen in Mey/Rorato 2006.

³⁶ In anderen Biographien beobachten wir, wie gerade von wenig aktiv und selbstbewusst handelnden und über wenig Ressourcen und Unterstützung verfügenden Jugendlichen manchmal auch Lehrverhältnisse in sehr zweifelhaften oder prekären Betrieben eingegangen werden – mit unter Umständen schwerwiegenden Folgen bzw. sehr belastenden Lehrverhältnissen, denen sich gerade diese Jugendlichen kaum zur Wehr zu setzen wissen.

Sache gut, erhält Anerkennung („ich habe ihnen gefallen“) und nach kürzester Zeit eine Zusage für die Lehrstelle. Janko beurteilt das Brückenangebot im Rückblick als sehr gut und würde es „jedem empfehlen“, der keine Lehre findet. In der Lehre gefällt es ihm gut – sehr viel besser jedenfalls als in der Schule, die er nie gerne gehabt und sogar „gehasst“ habe: „Ich weiss nicht wieso, aber arbeiten tue ich viel lieber.“ Später in der Erzählung kommt er nochmals auf dieses Thema zurück und begründet seine Vorliebe für die praktische Arbeit darin, dass die Schule langweilig sei und man nichts als zuhören könne: „Aber beim Arbeiten, da bin ich selbständig.“

Diese Aussage bringt ein in Jankos Biographie zentrales Motiv zum Ausdruck, dem wir auch in anderen Biographien als wiederkehrendes Muster begegnen: Das Motiv der Selbstbestimmtheit, der Autonomie, der Unabhängigkeit. Nicht nur in der Arbeit schätzt es Janko, wenn er selbständig sein kann. Auch im Sport wechselt er zum individuellen Fitnessstraining, weil ihm dort „niemand etwas sagt“ und er sich nicht nach fixen Zeiten richten muss. Besonders deutlich kommt Jankos individualistische Haltung dort zum Ausdruck, wo er auf die Frage, an wen er sich bei einem persönlichen Problem wende, antwortet: „An niemanden. Ich behalte es für mich und löse es.“ Janko geht seinen Weg, eigenständig, sozial nicht isoliert, aber auch ohne stark auf andere angewiesen zu sein. Seine Unabhängigkeit und seine hohe Kontrollüberzeugung bedingen und fördern sich gegenseitig. So haben ihn die Schwierigkeiten, die er im Zusammenhang mit dem Zugang zu einer Lehrstelle hatte, beschäftigt und geärgert, aber Janko haben die Erfahrungen nicht grundlegend verunsichert, sondern viel eher darin bestärkt, seinen eigenständigen Weg zu gehen. Der positive Ausgang schliesslich – dass er in seinem gewünschten Beruf gelandet ist – bestärkt ihn in der Wahrnehmung, dass er in der Lage ist, seine Ziele zu erreichen und seine Handlungs- und Bewegungsspielräume in verschiedenen Bereichen kontinuierlich auszuweiten. So reist er mittlerweile zum Beispiel auch mal alleine nach Bosnien in die Ferien.

Jankos Deutungs- und Handlungsmuster, seine wahrgenommene und gelebte Autonomie, sind zum einen in seinem familiären Kontext angelegt, der wie bereits angesprochen eine gewisse Sicherheit bietet, in dem den Kindern aber auch eine selbstverantwortliche Rolle nahegelegt wird (vgl. die Ermahnung des Vaters, Janko sei es, der sich seine Kollegen suchen müsse; ein andermal erzählt Janko, dass seine Eltern ihm bei der Ausbildung nichts dreinredeten, weil sie fänden, er sei „alt genug“). Zum anderen ist gleichzeitig erkennbar, wie sich Janko seine Haltung in Auseinandersetzung mit biographischen Erfahrungen entwickelt hat: Sie ist seine individuelle Antwort auf einen gesellschaftlichen Kontext, der ihn mit Zuschreibungen (z.B. als Schweizer im Herkunftsland, als „Balkaner“ in der Schweiz) und Zuweisungen (z.B. in eine Maurerlehre) konfrontiert und herausfordert. Auch wenn Janko es nicht explizit erwähnt, so ist doch auch in seiner Biographie erkennbar, wie das Ende der Schulzeit und der berufliche Positionierungsprozess gewisse segregierende – bzw. bei Janko eben auch individualisierende – Effekte hinterlässt; von den ehemaligen Freundschaften ist nach Abschluss der Schule nur jene zum serbischen Kollegen übrig geblieben. Die tendenzielle Segmentierung des Ausgehangebotes entlang ethnischen Kriterien, die den Zugang zu Diskotheken für Jugendliche ausländischer Herkunft erschwert, trägt das Ihre dazu bei, dass Janko mit seinem Freund, wie er erzählt, am ehesten serbische Diskotheken besucht.

Ein wesentliches Merkmal von Jankos individualistischer Haltung ist, dass er dezidiert nicht *gegen* jemanden oder etwas Stellung bezieht, so wie dies bei anderen Jugendlichen manchmal zu beobachten ist. Eher ist es so, dass sich Janko gar nicht zu sehr darauf einlässt, Positionen zu beziehen, sich gewissermassen aus den entsprechenden Aushandlungen herausnimmt. In diesem Sinn ist auch typisch, wie er, bereits im ersten Interview, über das in Emmen eingerichtete Jugendparlament spricht: „Ich weiss, also ich halte nichts davon. Ich lasse es einfach sein wie es ist. Ich denke gar nichts Negatives und gar nichts Positives. Es ist mir egal.“

Bezeichnend sind in diesem Zusammenhang schliesslich Jankos Äusserungen zum Thema Einbürgerung: Der Antrag seiner Familie ist nach wie vor hängig und Janko wartet auf den Entscheid, doch

glaubt er aufgrund der früheren Strafanzeige nicht daran, dass der Entscheid positiv sein wird. Und er kommentiert: „Mir würde das eigentlich gar nichts bringen.“ In diesem „nichts bringen“ nun kommt zweierlei zum Ausdruck: Die Erfahrungen von unentrinnbarer Zuschreibung als „Balkaner“, wie er es selber nennt, aber auch die Erfahrung, dass man das Leben auch jenseits dieser Zuschreibungen, davon unabhängig, gestalten muss – und kann. Der Preis, den Janko für diese Unabhängigkeit bezahlt, ist ein Verzicht auf die volle Anerkennung als gleichberechtigtes Mitglied in der Gesellschaft, in der er lebt.

Falltypisierung

Janko repräsentiert einen Jugendlichen, der im Lauf seiner Biographie und in Konfrontation mit vielfältigen Erfahrungen von natioethnischen Zuschreibungen eine zunehmend eigenständige Haltung entwickelt, in der Autonomie und Unabhängigkeit zentrale Motive sind. Er tut dies in einem familiären Kontext, der ihm nebst einer gewissen Sicherheit auch die Wahrnehmung vermittelt, dass das eigene Leben selbstverantwortlich gestaltet werden kann und muss. Janko geht seinen Weg auch bei Rückschlägen vergleichsweise unbeirrbar. Erfahrenen Zuschreibungen natioethnischer Färbung begegnet er, indem er sie zwar sehr klar wahrnimmt, deren Relevanz jedoch durch die eigene Autonomie und Unabhängigkeit gewissermassen implizit zu widerlegen sucht. Diesem Weg eigen ist, dass Janko dabei keine Anerkennung im gesamtgesellschaftlichen Kontext ‚Schweiz‘ beansprucht.

Verortung im Sample: Vergleichs- und Kontrastfälle

Die Betonung auf Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, gekoppelt mit einem vergleichsweise unbeirrbaren, ‚unspektakulären‘ Verfolgen des eigenen Weges, ist ein Muster, das in den analysierten Biographien häufig wiederkehrt, wenn auch in unterschiedlichen Spielarten. Auffallend ist, dass es bei Jugendlichen in sehr unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum bzw. bei Jugendlichen mit objektiv gesehen unterschiedlich erfolgreichen schulischen und beruflichen Karrieren auftaucht. Auch *Gymnasiast(inn)en* verfolgen mit ihrer Schulkarriere zwar nicht immer, aber doch in manchen Fällen das Projekt, sich über Bildung Autonomie zu sichern: Autonomie gleichermassen in Bezug auf ihre Eltern als auch allgemein in Bezug auf ihre gesellschaftliche Stellung. Bei Jugendlichen in privilegierten Positionen ist die Unabhängigkeit und Autonomie manchmal verbunden mit vielfältigen und für sie sehr bedeutungsvollen transnationalen Beziehungen (meistens, aber nicht nur mit Menschen aus dem eigenen Herkunftsland), über die sich die jungen Frauen und Männer ihre je eigenen transnationalen Räume schaffen.

5. Synthese: Übergänge zwischen Eigengestaltung und Fremdbestimmung

In den vorangegangenen Kapiteln sind ausgesuchte Biographien von Jugendlichen im Übergang ins Erwachsenenalter präsentiert worden. Die Biographien zeigen unter anderem eines: Die Vielfalt der Faktoren und auch biographischen Zufälligkeiten, die darüber bestimmen, wie sich eine Biographie entwickelt, ist riesig. Man würde der Vielfalt des biographischen Materials und der dahinter steckenden Realität in keiner Weise gerecht, wollte man versuchen, einfache Gesetzmässigkeiten im Sinne von „wenn – dann“ zu formulieren, auf deren Basis dann verallgemeinernde Aussagen über ‚Nutzen‘ oder ‚Gefahr‘ bestimmter Lebensumstände gemacht werden könnten. Ob etwa das Aufwachsen in einer Nachbarschaft, der ‚nur‘ Menschen der eigenen Herkunft angehören, ob der Besuch eines Brückenangebotes oder ob das intensive Engagement in der Jugendgruppe einer Moschee schliesslich eher hinderlich oder förderlich sind für die Chancen, Zugang zu einer gesicherten beruflichen Position und zu einem zufriedenstellenden Leben zu erhalten, lässt sich so einfach nicht beantworten.

Gleichwohl ist es möglich, typische Muster und Mechanismen zu erkennen, die in den Biographien der Jugendlichen mit Migrationshintergrund wirksam sind und diese prägen. Im Folgenden wird ausgehend von den Fallanalysen skizziert, wie sich die individuellen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster und die daraus abgeleiteten Strategien der Jugendlichen im Zusammenspiel mit strukturellen Bedingungen entwickeln.

5.1. Übergänge im Zusammenwirken von individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Angeboten

Die jungen Menschen im Übergang befinden sich auf der *Suche nach Sinn, nach Selbstwirksamkeit, nach gesellschaftlicher Anerkennung, nach Autonomie* – und dabei zentral: nach einem Platz im Ausbildungs- bzw. Berufssystem. Die Dominanz des Themas Lehrstellensuche war besonders in der ersten Interviewrunde, als die meisten Jugendlichen mitten im Berufswahlprozess standen, frappant. Der Zugang zu einer Lehrstelle wird als Gang durch ein ‚Nadelöhr‘ wahrgenommen, durch das man in jedem Fall hindurchkommen muss, will man nicht von vornherein auf die in der Gesellschaft zentrale Quelle von Sinn und Anerkennung, aber auch von materieller Sicherheit und Autonomie verzichten. In der zweiten Runde von Interviews ist dieses Nadelöhr in den meisten Fällen durchschritten worden – oder dann hat es sich durch den Eintritt in einen weiterführenden schulischen Ausbildungsgang (Gymnasium, Wirtschaftsmittelschule) nach hinten verschoben bzw. ist es vorerst umgangen worden. Damit wird im Rahmen der zweiten Interviews erneut erkennbar, dass der Wunsch nach einer Lehrstelle zentral, aber letztlich Ausdruck von noch grundlegenden Motiven ist, die nebst der finanziellen Autonomie das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Wirksamkeit und Anerkennung umfassen. In den zweiten Interviews nehmen diese Themen im Vergleich zur beruflichen Platzierung mehr Raum ein und kommen auch in Zusammenhang mit anderen Lebensbereichen stärker zum Ausdruck.

Die Suche nach Sinn und Zugehörigkeit, nach Anerkennung, Selbstwirksamkeit und Autonomie kann gewissermassen als die ‚subjektive Seite‘ des Prozesses bezeichnet werden. Die ‚objektive Seite‘ ist die, dass sich diese Suche nicht im luftleeren Raum abspielt, sondern in einem sozial strukturierten Kontext. Die Gesellschaft bietet den Jugendlichen auf ihrer Suche *bestimmte Räume und Positionen* an, in denen sie sich *als Subjekte entfalten, sich einbringen, Wirksamkeit und Anerkennung erfahren* können. Aber nicht alle Positionen oder Räume als Orte von Anerkennung sind für die Jugendlichen

ohne weiteres zugänglich. So ist unter anderem ein selbstverständlicher Zugang zur Staatsbürgerschaft fraglich, und im Berufsleben werden den Jugendlichen nicht immer jene Positionen zugewiesen, die ihnen subjektiv zusagen und die auch gesellschaftlich gesehen Anerkennung verleihen könnten.

In den folgenden Kapiteln wird in der Gesamtschau auf die analysierten Interviews noch einmal rekonstruiert, wie die Jugendlichen auf ihrem Weg vorgehen, welche subjektiven Wahrnehmungen und Orientierungen dabei leitend sind, welche Strategien sie entwickeln und in welchen Bereichen sie schliesslich Selbstwirksamkeit und Anerkennung finden. In einem ersten Schritt werden dabei wichtige Mechanismen des Zusammenwirkens zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und individuellem Handeln, wie sie in den Biographien zum Ausdruck kommen, beschrieben. Daran anschliessend wird in Kapitel 5.2 aufgezeigt, wie Jugendliche im Kontext von Chancenungleichheit ihre eigene Stellung im gesellschaftlichen Statusgefüge wahrnehmen und sich daraus grundlegende Orientierungen ableiten, welche auch die Gestaltung der Übergänge prägen. Die Kapitel 5.3, 5.4 und 5.5 thematisieren, wie sich Jugendliche im beruflichen, im sozialen und im politischen Bereich positionieren und welche dieser Bereiche für sie inwiefern von Bedeutung sind.

Die Art und Weise, wie die Jugendlichen den Übergang ins Erwachsenenalter und ihre Suche nach Wirksamkeit und Anerkennung gestalten, welche biographischen Handlungsmuster und Strategien sie wählen, ob sie eine eher aktive Form der Auseinandersetzung mit Schwierigkeiten suchen oder sich eher passiv anpassen, hängt von verschiedenen (und ihrerseits untereinander verbundenen) Faktoren ab:

- davon, wie sie ihre *bisherige Biographie* und die dabei vollzogenen Schritte wahrnehmen und deuten: als weitgehend eigenbestimmt oder als weitgehend fremdgesteuert;
- davon, welche *Ressourcen* ihnen auf ihrer Suche zur Verfügung stehen;
- davon, zu welchen Positionen sie überhaupt *Zugang* erhalten, welche Gelegenheiten im Sinne von Chancen sich ihnen also überhaupt bieten, um Selbstwirksamkeit und Anerkennung zu erfahren.

Ein Muster zeigt sich in den analysierten Biographien in aller Deutlichkeit: Die Art und Weise, wie die Jugendlichen ihre Übergänge gestalten, ist in hohem Masse davon abhängig, wie sie *bisherige Übergänge* und generell ihre bisherige Biographie erfahren haben und aktuell deuten. Selbstbestimmt wahrgenommene, erfolgreich verlaufene Übergänge stärken den Mut, weitere Schritte aktiv anzugehen. Wiederholte oder ausgeprägte Erfahrungen von Fremdbestimmtheit schwächen jedoch den Glauben an die Plan- und Gestaltbarkeit des eigenen Lebens. Es gibt junge Frauen und Männer, die ihre gesamte bisherige Biographie als fremdbestimmt erfahren haben und präsentieren³⁷: Am Anfang stand die Migration, zu der man durch den Krieg gezwungen war, es folgten diverse Umzüge, durch die man immer wieder Freundinnen und Freunde verlor, Krankheiten oder Invaliditäten, die die Familie in finanzielle Not drängten, Eltern, die durch starke Kontrolle das Freizeitverhalten prägten, dann die schulischen Stationen und dabei insbesondere ein Übertritt in die Oberstufe, der den eigenen Vorstellungen zuwider lief. Umgekehrt gibt es Biographien, die weitgehend selbstbestimmt erfahren und gedeutet werden – typisch dabei ist eine am Anfang stehende, meist familiär geteilte Deutung der Migration als einer eigenbestimmten, Chancen eröffnenden biographischen Handlung.³⁸

Ein im Verlauf der Biographie angeeignetes Handlungsmuster mit den dazugehörigen Strategien ist Ausdruck von bisherigen biographischen Erfahrungen, die ihrerseits abhängig sind von damals zur Verfügung gestandenen Ressourcen und Gelegenheiten. *Ressourcen und Zugang als Aspekte gesell-*

³⁷ Dies kommt nicht nur in den im Folgenden genannten Themen zum Ausdruck, sondern ist auch erschliessbar über die Analyse von Wahl und Struktur „kleinerer“ Geschichten und Erzählungen über fremdbestimmt erfahrene Erlebnisse z.B. im Schulalltag.

³⁸ Zur Bedeutung der familialen Deutung der Migration vgl. Apitzsch 1999 und Juhasz/Mey 2003.

schaftlicher Strukturen wirken jedoch nicht nur indirekt über die Vergangenheit, sondern sie spielen im aktuellen Leben auch als eigenständige Grössen eine Rolle. In den Falldarstellungen ist an verschiedenen Beispielen deutlich gemacht worden, wie sich vorhandene oder fehlende Ressourcen (ökonomischer, kultureller, sozialer Art) in die Biographien einschreiben und sie über die Wege der Jugendlichen entscheiden können. Nebst den wohl wesentlichsten Beschränkungen finanzieller Art und ihren vielfältigen Folgen (Schichtarbeit Eltern, wenig Raum für Hausaufgaben, Zwang zur Aufnahme von Geldjobs statt/nebst Schule) sind auch Mechanismen wirksam, die weniger leicht als strukturell geprägt erkennbar sind, wie etwa der wiederholte Wechsel von engsten Bezugspersonen, der mit häufigem Umzug in prekären Lebenslagen zusammenhängt. Die Gelegenheiten bzw. der Zugang zu bestimmten Positionen und Räumen sind insofern strukturell geprägt, als die entsprechenden Chancen in der Gesellschaft ungleich verteilt und abhängig von sozialen Merkmalen sind. Dabei ist wesentlich, wie die bestehenden Chancen wahrgenommen und gedeutet werden. Damit gerät die Bedeutung der *sozialen Vermittlung* in den Blick, das heisst die in den relevanten sozialen Kontexten gemeinsam ausgehandelten und entwickelten Deutungs- und Handlungsmuster.

Entscheidend zu sehen ist, dass einmal angeeignete Handlungsmuster und daraus abgeleitete Strategien nicht starr sind, sondern dass *Wandel* möglich ist und stattfindet. In einzelnen der analysierten Biographien lässt sich nachzeichnen, wie Jugendliche auch vor dem Hintergrund einer bisher fremdbestimmt erlebten Biographie durch eine wichtige Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Anerkennung dazu gelangen können, ihr Leben als gestaltbar wahrzunehmen, und wie sich dadurch immer wieder neue Räume eröffnen können. Aber auch das Umgekehrte kommt vor, indem ein ehemals starker Gestaltungswille durch wiederholte Erfahrungen von Fremdbestimmtheit zusammenbricht.

5.2. Orientierungsmuster im Kontext wahrgenommener sozialer Ungleichheit

Das adoleszente Suchen nach Räumen von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Autonomie ist gerahmt von gesellschaftlich gebotenen oder vorenthaltenen Möglichkeiten zur Teilhabe. Wir versuchen im Folgenden zu rekonstruieren, wie die Jugendlichen diese Möglichkeiten auf Teilhabe und Anerkennung als Ausdruck eines sozialen Ungleichheitsgefüges im Verlauf ihrer Biographie wahrnehmen und wie sie in diesem Kontext ihre je eigenen Chancen auf Teilhabe und Anerkennung deuten.

Schule und generell Ausbildungssystem sind von der meritokratischen Idee her *das* gesellschaftliche Angebot des gleichberechtigten Zugangs aller zu gesellschaftlichen Gütern. Und da prinzipiell alle Zugang haben, treffen hier anfangs auch alle aufeinander. Insbesondere die Volksschule beschränkt sich nicht auf die Ausbildung der jungen Gesellschaftsmitglieder, sondern fungiert auch als Ort zumindest symbolischer Gleichheit und gesellschaftlicher Integration. Gleichzeitig erfüllt das Ausbildungssystem eine Art Trichterfunktion, muss es doch auf die Einengung von der prinzipiellen Chancengleichheit bei Schuleintritt hin zu nur beschränkt offenstehenden (beruflichen) Positionen vorbereiten. Aus einer Vielzahl empirischer Studien wissen wir, dass damit bereits in der Schule (erst recht in der Schule) Prozesse von Ausdifferenzierung und Hierarchisierung wirksam werden, die auch die gesamte Gesellschaft kennzeichnen und Chancen entlang bestimmter Kriterien (Schicht, Klasse, Geschlecht) ungleich verteilen.³⁹

Diese ambivalente Funktion des Ausbildungssystems findet ihren deutlichen Niederschlag in den Interviews mit den Jugendlichen. So konnte insbesondere im Rahmen der ersten Interview-Runde festgestellt werden, dass viele der Befragten mit dem Zusammenleben in der Volksschule sehr positive Erfahrungen verbinden und insbesondere wertschätzen, wenn Lehrkräfte universalistische Werthaltungen vertreten und zumindest im Klassenverband auch umzusetzen wissen („sie [die Lehrerin] hat uns gezeigt, dass wir alle gleich sind“, „also er [der Lehrer] war wirklich immer fair zu allen“, „wir

³⁹ Vgl. Kapitel 2.4.

haben alles, Jugos, Schweizer, Spanier... was haben wir noch... wir haben es lustig zusammen“ als einige wenige Beispiele entsprechender Äusserungen).

Dennoch: Im Kontext von Schule und Beruf nehmen die Jugendlichen mit Migrationshintergrund ihre Stellung im sozialen Gefüge des nationalen Kontextes Schweiz, in dem sie leben, bereits sehr früh wahr. In den Interviews kommt zum Ausdruck, wie für die Jugendlichen spätestens im Zusammenhang mit dem Übertritt in die Oberstufe und die Zuweisung in das jeweilige schulische Niveau erfahrbar wird, dass sie als Ausländerinnen bzw. Ausländer einer Gruppe angehören, deren (Lebens-) Chancen potentiell schlechter sind als jene der gleichaltrigen Einheimischen – dies unabhängig davon, wo die oder der betreffende Jugendliche selber schliesslich landet. Die Jugendlichen sehen und sie diskutieren untereinander, dass die Realklasse mit ausländischen, die Sekundarklasse jedoch mit Schweizer Kindern ‚gefüllt‘ ist. Bald schon beginnt der Druck der Lehrstellensuche. Auch wenn Lehrkräfte bemüht sind, universalistische Grundhaltungen aufrecht zu erhalten, weiterhin zu vertreten und im Klassenverband umzusetzen (was ihnen laut Erzählungen der Jugendlichen auch häufig gelingt): Man beobachtet die oberen Schulklassen oder die älteren Geschwister und ihre allfälligen Probleme beim Zugang zu einer Lehrstelle, es werden Geschichten gehört und erzählt von ausländischen Jugendlichen, die über 100 Bewerbungen schreiben müssen, man nimmt wahr, wie „die Baustellen ja eh voller Ausländer (sind)“, wie ein Jugendlicher feststellt, und wie demgegenüber die meisten Lehrkräfte Schweizerinnen und Schweizer sind – und diskutiert und bearbeitet auch diese Beobachtungen in den jeweiligen Freundeskreisen miteinander.

Ausserhalb der Schule kommen alltägliche Erfahrungen von Stigmatisierung und Fremdenfeindlichkeit, häufig medial vermittelt, hinzu. Differenzsetzungen entlang natioethnischer Kriterien werden in ihrer Realität und Wirksamkeit täglich vorgeführt, zur Übernahme angeboten und nahegelegt. Zwar bietet die Gemeinde Emmen, unter anderem mit Hilfe einer engagierten Jugendarbeit, den Jugendlichen eine wertvolle lokale Zugehörigkeit⁴⁰, in der gerade das Zusammenleben unterschiedlichster Nationalitäten ein wichtiger Angelpunkt für Stolz und Wohlbefinden darstellt. Umso schmerzlicher entsprechend die von den Jugendlichen als massiv ungerecht empfundene Abwertung ihrer Gemeinde durch die Gesamtgesellschaft, gegen die sie machtlos sind und die wiederum in erster Linie natioethnisch konnotiert ist: Man nimmt durchaus wahr, dass die Gemeinde einen schlechten Ruf hat, weil es „zu viele Ausländer“ habe.⁴¹

Schliesslich folgt die Phase der eigenen beruflichen Platzierung und damit gewissermassen auch die ‚Bewährungsprobe‘ nicht nur für die Individuen, sondern auch für die Gesellschaft, die zeigen muss, ob sie in der Lage ist, einen Platz zur Verfügung zu stellen, der den eigenen Vorstellungen entspricht und/oder Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und gesellschaftlicher Anerkennung ermöglicht. Manche Berufe haben ein so tiefes gesellschaftliches Ansehen, dass sie auch dann, wenn der oder die Jugendliche die berufliche Tätigkeit als einigermaßen zufrieden stellend erlebt, wenig gesellschaftliche Anerkennung bieten und die Wahrnehmung der marginalisierten eigenen Stellung in der Gesellschaft bestätigen und bekräftigen. *Dass* eine berufliche Platzierung gelingt, ist für die Jugendlichen elementar, würde ihnen sonst jeglicher legitimer Platz in der Gesellschaft vorenthalten. Bei einem Jugendlichen in unserem Sample, der trotz hohen Anstrengungen keine Lehrstelle erhalten hat, zeigt sich in bedrückender Weise, wie er angesichts der anhaltenden gesellschaftlichen Zurückweisung darum bemüht ist und verschiedene Strategien sucht, um die Achtung vor sich selber nicht ganz zu verlieren und neue Bereiche von Wirksamkeit und Anerkennung zu finden. Doch nicht nur die Tatsache, ob man den Zugang zu einer (Berufs-) Ausbildung findet, sondern auch die *Qualität* der entsprechenden

⁴⁰ Zur Thematik lokaler Zugehörigkeiten und räumlicher Positionierung vgl. auch Mecheril und Plösser 2001.

⁴¹ Darauf, wie sich die gesellschaftlichen Abwertungen in vielfachen und komplexen Grenzziehungen und Hierarchien innerhalb der Jugendlichen bzw. zwischen unterschiedlichen Herkunftsgruppen wiederholen, wird an dieser Stelle nicht mehr eingegangen. Vgl. aber Mey/Rorato 2006. Dort finden sich auch weitere Ausführungen zur Abwertung der Gemeinde Emmen als lokaler Zugehörigkeit.

Platzierung schreibt sich unter Umständen in die Biographien ein und trägt dazu bei, Wahrnehmungen von Differenzsetzungen in der Gesellschaft entlang bestimmter Kriterien entweder zu stärken oder auch zu überwinden (vgl. auch Kap. 5.3).

Die analysierten Interviews zeigen, dass die Jugendlichen alle in irgendeiner Form eine Art Spaltung der Gesellschaft in zwei unterschiedlich positionierte soziale Gruppen mit ungleichen Chancen wahrnehmen und diese in der Regel als Teilung zwischen ‚Schweizern‘ und ‚Nicht-Schweizern‘ deuten.⁴² Im Lauf der Analysen liessen sich drei *Grundorientierungen* herausarbeiten, die für je andere Deutungen der wahrgenommenen Ungleichheit stehen und als solche im Sinne von unterschiedlichen Anpassungsmustern die Hervorbringung spezifischer Strategien im Übergang rahmen:⁴³

- Es wird eine Teilung der Gesellschaft zwischen ‚Schweizern‘ und ‚Ausländern‘, zwischen denen ‚drinnen‘ und denen ‚draussen‘ wahrgenommen, die zugleich einer Teilung in ‚oben‘ und ‚unten‘ (via Berufe, also via Bildungs- und Arbeitsmarkt) entspricht. Die Chancen, der eigenen Positionierung ‚draussen‘ oder ‚unten‘ zu entinnen, werden aufgrund von bisherigen Erfahrungen und zur Verfügung stehenden Mitteln als minimal oder nicht existent wahrgenommen. Es sind verschiedene Formen der Anpassung möglich, Versuche der zumindest vorübergehenden Verweigerung oder Auflehnung konnten ebenso beobachtet werden wie eine Anpassung im Sinne einer Fügung bzw. Übernahme der Positionen, die man als für sich und seinesgleichen vorgesehen wahrnimmt, die manchmal, aber nicht immer, mit Gefühlen der Resignation einhergeht. Auch ein sehr unspektakuläres, ‚stilles‘ sich Einfügen und sich Zufriedengeben mit dem Möglichen gehört also hierhin. Wenn im Kontext dieser Muster Stolz geäussert wird, so geschieht es in Umkehr der wahrgenommenen Ablehnung im Zusammenhang mit der eigenen Herkunft.
- Starke Ungleichheiten der Chancen und eine Spaltung werden ebenfalls wahrgenommen, doch wird diese für einen selber nicht als unüberwindbar angesehen, sondern es werden entsprechend besondere Anstrengungen unternommen, um sie zu überwinden, indem man sich selber einen Platz ‚oben‘ erkämpft. Dies kann mit einer starken Abgrenzung gegenüber der eigenen Herkunftsgruppe einhergehen (über welche man die Berechtigung der Spaltung indirekt bestätigt) – oder aber mit dem Bemühen, gewissermassen am eigenen Beispiel zu demonstrieren, dass die schlechte Positionierung der eigenen Gruppe ungerechtfertigt ist. Schulischer Aufstieg und berufliche Platzierung erscheinen in diesem Kontext nicht nur als ‚gewöhnliches‘ Aufstiegsprojekt, sondern auch als ein *Projekt der Anerkennung* durch die Gesellschaft als gleich, als nicht-draussen, als nicht-unten. Wenn im Kontext dieses Musters Stolz geäussert wird, so geschieht dies im Zusammenhang mit erbrachter Leistung.
- Eine weitere Grundorientierung, in deren Rahmen ein breites Spektrum möglicher Strategien beobachtet wurde, besteht darin, dass eine Tendenz zur Spaltung zwar ebenfalls wahrgenom-

⁴² Eine sehr wichtige Ergänzung ist hier, dass die konkrete Grenzziehung meist komplexer und differenzierter verläuft als ausschliesslich entlang der Grenze der Nationalität (CH vs. Nicht-CH). So finden wir zum Beispiel Hinweise darauf, dass Italiener(innen) von manchen Jugendlichen anderer nationaler Herkunft als ‚drinnen‘ und damit der Gruppe der Schweizer(innen) zugehörig wahrgenommen werden; von einer Jugendlichen wurden nebst den Italiener(innen) auch die Spanier(innen) und Tamil(inn)en zur Gruppe der Schweizer(inn)en dazugezählt. Umgekehrt zeigte sich, wie sich die Grenzposition der Italiener(innen) auch in deren eigenen Wahrnehmungen und Bearbeitungen niederschlägt, manchmal auch in Form besonders ausgeprägter Abgrenzungsbemühungen gegenüber anderen ausländischen Herkunftsgruppen. Zu unterschiedlichen Konzeptionen von ‚drinnen‘ und ‚draussen‘ vgl. auch Wimmer 2003. Zu entsprechenden Grenzziehungen unter den Jugendlichen in Emmen siehe Mey/Rorato 2006:70f. Dort wird auch beschrieben, welche anderen, *nicht* natioethnisch geprägten Grenzziehungen unter den Jugendlichen bedeutsam waren. - Eine interessante Beobachtung, der allerdings noch näher nachzugehen wäre, wurde schliesslich in den Interviews mit Schweizer Jugendlichen gemacht: Hier wurde deutlich, dass auch sie sich, als Jugendliche in einer Gemeinde mit einem hohen Anteil nicht-schweizerischer Schülerinnen und Schüler, sehr stark mit der Thematik ungleicher Positionen von Schweizern und Nicht-Schweizern auseinandersetzen und sich selbst in diesem (Ungleichheits-) Gefüge verorten, dass also auch sie gehalten sind, Stellung zu beziehen.

⁴³ Die folgende Skizzierung versteht sich als erster und noch grober Versuch einer Kategorisierung, sie wäre über die Hinzunahme und Verortung weiterer individuell beobachtbarer Strategien weiter zu ergänzen und zu schärfen.

men wird, die Spaltung aber gewissermassen transzendiert wird, indem die Relevanz der wahrgenommenen, ihr zu Grunde liegenden Kriterien natioethnischer Herkunft abgelehnt wird. Der gemeinsame Nenner all dieser Strategien liesse sich am ehesten mit der Betonung auf Unabhängigkeit beschreiben. Man versucht seinen Weg zu gehen, so gut es geht selbständig und unbeirrt von Zuschreibungen. Der Schlüssel dazu ist eine schulische und berufliche Platzierung, die die Eigenständigkeit sichert und die damit auch in gewissem Grad unabhängig macht von gesamtgesellschaftlicher Anerkennung.⁴⁴ Bildung und berufliche Platzierung erscheinen als *Projekt der Autonomie*. Stolz wird im Kontext dieser Wahrnehmungs- und Handlungsmuster nie geäussert.⁴⁵

Es gilt zu betonen, dass diese auf einer sehr grundlegenden Ebene angesetzten Orientierungsmuster keinesfalls gleichzusetzen sind mit einer Typologie von Jugendlichen, in der jede/r einem bestimmten Muster zugeordnet werden könnte: Zunächst einmal handelt es sich um eine Kategorisierung, die insofern idealtypischen Charakter hat, als ‚reine‘ Formen in unserem Sample (und vermutlich generell in der empirischen Realität) nicht der Normalfall sind. Ausserdem zeigt sich an den analysierten Biographien, dass Wandel möglich ist und die jeweiligen Muster – entsprechend biographischen Erfahrungen, Ressourcen, Zugang – in unterschiedlichen biographischen Phasen auch unterschiedlich stark zum Tragen kommen.⁴⁶ Und schliesslich handelt es sich hier wie gesagt um Grundorientierungen, aus deren Kontext je nach weiteren Faktoren sehr unterschiedliche individuelle Handlungsmuster, Strategien und Lebenssituationen hervorgehen können.

Nachdem nun also geschildert wurde, welche grundlegenden Deutungen und Orientierungen die Jugendlichen in Auseinandersetzung mit den gesellschaftlich zugebilligten bzw. vorenthaltenen Teilhabe- und Anerkennungsmöglichkeiten herausbilden, wechseln wir jetzt auf eine konkretere Ebene und zeigen im Einzelnen auf, wie und in welchen Bereichen die Jugendlichen in der Adoleszenz Handlungsspielräume und Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung suchen und finden. Wir gehen dabei an erster Stelle auf den Bereich des Berufes ein, dann auf die sozialen Einbindungen, und kommen abschliessend kurz auf die Sphäre der Politik zu sprechen.

⁴⁴ Vgl. hierzu auch das Konzept der *economic citizenship*, das eine spezifische Form der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft beschreibt, welche auf ökonomische Kriterien fokussiert bzw. reduziert bleibt.

⁴⁵ Unter Bezugnahme auf die *citizenship*-Debatte (z.B. Müller und Mackert 2007) liesse sich dieses letztgenannte Muster auch als Fokussierung bzw. Beschränkung auf eine *economic citizenship* bezeichnen, bei der die ökonomischen Aspekte nationaler Zugehörigkeit im Zentrum stehen (das Konzept der *economic citizenship* hat Kessler-Harris (2003/1982) in einer Arbeit über die gesellschaftliche Stellung der Lohnbeziehenden Frauen in die Diskussion eingeführt). – Zhou (1997) beschreibt in einem frühen Artikel, in welchem er das Konzept der *segmented assimilation* einführt, ebenfalls drei mögliche Anpassungsmuster (an die Realität der, bei ihm, ‚innercity ghettos‘), welche mit den bei uns beobachteten drei Mustern einige Ähnlichkeiten aufweisen: Er unterscheidet eine Integration in die bzw. Assimilation an die Klasse der Arbeitergesellschaft, eine Integration in die bzw. Assimilation an die Mittelklasse sowie eine so genannte segmentierte Assimilation als Integration in die Mittelklasse im Sinne einer erfolgreichen strukturellen Positionierung, allerdings bei Beibehaltung der ‚Assimilation‘ an die eigene Herkunftsgruppe. Die grössten Differenzen sehen wir bei der (von ihm und uns) drittgenannten Gruppe: Im Unterschied zu Zhou betonen wir hier aufgrund unserer Beobachtungen stärker den Aspekt der *Unabhängigkeit* bzw. der *Individualisierung*: Erfolgreiche strukturelle Positionierung (im Sinne einer Einlösung der *economic citizenship*, vgl. oben) ja, aber nicht unbedingt begleitet von beibehaltener Nähe im Sinne ‚kultureller Integration‘ an die bzw. in die eigenen Herkunftsgruppe. Weiter lassen sich die Muster nach unseren Beobachtungen nicht im Sinne einer fixen Typologie von Individuen konzipieren, da wie geschildert Wandel durchaus möglich ist, was wohl besonders im Kontext der bei uns im Zentrum stehenden Phase der Adoleszenz gilt.

⁴⁶ Die in Kapitel 4 präsentierten Biographien liessen sich folgenden Anpassungsmustern zuordnen: Paolo: zwischen Übernahme von (Aussenseiter-) Positionen und Projekt der Autonomie; Ardit: zuerst Entwicklung einer Aufstiegsorientierung als Projekt der Anerkennung, dann Übergang zu einer Anpassung, die zwischen der Übernahme von Aussenseiterpositionen und einem Projekt der Autonomie wechselt; Blerim: sehr früh Projekt der Anerkennung, Übergang zu (konfrontativer) Übernahme von Aussenseiterpositionen, dann teilweise zurück zu Projekt der Anerkennung; Fatlum: durchgehende Aufstiegsorientierung als Projekt der Anerkennung, Tendenz zu Übergang zu Projekt der Autonomie; Tereza: zuerst (konfrontative) Übernahme von Aussenseiterpositionen, Übergang zu Aufstiegsorientierung als Projekt der Anerkennung; Janko: anfänglich beginnende Aufstiegsorientierung als Projekt der Anerkennung, dann bald Übergang zu Bildung als Projekt der Autonomie.

5.3. Beruf als zentraler Bereich von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Autonomie

Die berufliche Platzierung, der Zugang zu einer Lehrstelle, ist für die Jugendlichen wie erwähnt ein dominantes Thema: dies insbesondere in den ersten Interviews, wo die Platzierung bei vielen Jugendlichen noch bevorsteht und bei den meisten mit Sorgen verbunden ist.

In den Biographien sind unterschiedliche Bedeutungen der beruflichen Platzierung erkennbar: Nebst der Sicherung eines ersten Einkommens und der späteren finanziellen Autonomie geht es auch darum, einen Bereich zu finden, in dem man sich mit dem, was man hat und ist, entfalten und darstellen, als Subjekt einbringen und wirksam werden kann.⁴⁷ Ausserdem kommt der beruflichen Platzierung auch insofern hohe Bedeutung in den Biographien zu, als sie gewissermassen eine *erste Verfestigung von sozialen Positionen* darstellt: In ihr zeigt sich nicht nur, wo der Platz im Ausbildungs- und späteren Berufssystem ist, sondern über diesen definiert sich auch bis zu einem gewissen Grad, wo der eigene Platz in der Gesellschaft schlechthin ist. Bereits oben wurde in diesem Sinne formuliert, dass sich im Prozess der beruflichen Platzierung beide Seiten erstmals bewähren müssen: Das Individuum, das zeigen muss, ob und welchen Platz es fähig ist zu finden, und die Gesellschaft, die beweisen muss, welchen Platz sie in der Lage und willens ist, dem Individuum zur Verfügung zu stellen.

Wege in den Beruf: Zwischenlösungen, Flexibilität und *Cooling out* der Berufswünsche

Die Jugendlichen investieren viel in ihre berufliche Platzierung. Ihre Anpassungsleistungen umfassen die Flexibilität bei der Berufswahl bzw. eine sich manchmal über mehrere Jahre hinwegziehende Reduktion der ursprünglichen Berufswünsche, aber auch hohe zeitliche Investitionen auf Kosten anderer Lebensbereiche (Austritt aus Vereinen, Rückzug aus Kollegenkreisen). Unter dem Druck, auch bei angespannter Situation auf dem Lehrstellenmarkt und als Jugendliche/r mit einem oder mehreren potentiellen Nachteilen (tiefes Bildungsniveau, ausländische Herkunft) eine Lehrstelle zu finden, kann von der Jugendzeit als ‚psychosoziales Moratorium‘⁴⁸, wie sie in klassischen Jugendtheorien manchmal genannt wird, keine Rede sein.

Die Wege, über die schliesslich Zugang zu einer Lehrstelle oder zu einer schulischen Weiterbildung gefunden wird, sind unterschiedlich (vgl. dazu auch die Zusammenstellung der Ausbildungswege im Anhang). Verschiedene der Jugendlichen in unserem Sample haben weit über 100 Bewerbungsschreiben verfasst. In vielen Fällen führt der Weg zu einer Lehrstelle über eine *Zwischenlösung* wie Brückenangebot oder 10. Schuljahr.⁴⁹ Auffallend ist in den Interviews, dass der Zugang wiederholt über *familieninternes Kapital* ermöglicht wird: mal hatte die Schwester, der Bruder oder der Cousin schon im gleichen Betrieb die Lehre absolviert und konnte als Türöffner/in behilflich sein, mal konnte der Vater oder die Mutter über ihre eigenen Arbeitgeber Zugänge verschaffen. Bei einzelnen Jugendlichen führte der Weg in die Berufsausbildung (oder eine berufsbegleitende schulische Ausbildung) über eine erste Phase der Anstellung im Arbeitsmarkt. In diesen Fällen hat der jeweilige Arbeitgeber im ersten Arbeitsmarkt die Jugendlichen motiviert und darin unterstützt, sich doch noch eine Ausbildung zu suchen, was in den betreffenden Fällen zu Lösungen bzw. Platzierungen geführt hat, mit denen die Jugendlichen sehr zufrieden sind. Generell zeigte sich in unserem Sample wiederholt, wie sich über mehrere Jahre erstreckende Einstiege trotz anfänglicher Prekarität in sehr positiv erlebte Platzierungen münden können, während umgekehrt rasch vollzogene und nach aussen hin unproblematisch wirkende Übergänge manchmal zu wenig befriedigenden Lösungen führen.

⁴⁷ Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kapitel 2.3.

⁴⁸ Ein auf Erikson zurückgehendes Konzept im Sinne einer Zeit, in der ohne Druck und spielerisch verschiedene Rollen ausprobiert werden können (Erikson 2007).

⁴⁹ Numerische Angaben sind angesichts des relativ kleinen Samples heikel, die hohe Zahl von Zwischenlösungen ist aber doch auffallend (und widerspiegelt ja auch die statistisch signifikante Übervertretung von ausländischen Jugendlichen in Zwischenlösungen, wie sie in der TREE-Studie und in den Befunden des Lehrstellenbarometers zum Ausdruck kommt, vgl. Kap. 2.4).

Schon Goffman (1962) hat darauf hingewiesen, dass das Ideal der Chancengleichheit die Berufswünsche anheize und deshalb später, angesichts der tatsächlich verfügbaren Stellen im Arbeitsmarkt, ein so genanntes ‚Cooling Out‘ der Berufswünsche stattfinden müsse. Dass dem so ist – und dass dabei Jugendliche aus tieferen Bildungsniveaus, solche ausländischer Herkunft sowie Mädchen eine vergleichsweise stärkere Reduktion vornehmen müssen und auch vornehmen, lässt sich statistisch verschiedentlich nachweisen.⁵⁰ In den analysierten Fällen liessen sich zum Teil sehr ausgeprägte Cooling out-Prozesse beobachten. Dabei zeigte sich, dass der Zeitpunkt der Reduktion sehr unterschiedlich ist. Manche Jugendlichen haben ihre Wünsche über einen *mehrstufigen Prozess*, der sich über viele Jahre erstreckt, laufend nach unten korrigiert. Sie haben ihre Berufsziele also schon zu Beginn des Prozesses der Lehrstellensuche reduziert und steigen bereits mit der Realität angepassten Vorstellungen in die eigentliche Berufsfindung ein.⁵¹ Dabei orientieren sie sich meistens an den Berufsbildern, die sie aus ihrem sozialen Umfeld, von älteren Geschwistern oder Kolleginnen und Kollegen kennen. Andere versuchen an ihrem Wunschberuf festzuhalten und werden dann erst im Zusammenhang mit einer nicht erfolgreichen Platzierung gezwungen, diesen aufzugeben. „Ich habe einfach alles gesucht, nur damit ich etwas habe“, ist ein wiederkehrend geäussertes Satz in den Interviews.

Insbesondere die *Brückenangebote* werden von den Jugendlichen im Rückblick in der Regel als hilfreich beurteilt, wenn es ihnen gelingt, den Zugang zu einem Ausbildungsplatz doch noch zu ermöglichen. Manche Jugendlichen streichen auch heraus, dass sie froh waren, dank dem Brückenangebot überhaupt etwas zu tun zu haben. Gleichzeitig liess sich feststellen, wie die Brückenangebote die Jugendlichen – entsprechend ihrem Auftrag und ihren Möglichkeiten – in jene Stellen ‚schleusen‘, die der Arbeitsmarkt noch zur Verfügung hat – und denen sich die Jugendlichen nicht selten ursprünglich zu entziehen hofften.

Bei Jugendlichen in *weiterführenden Schulen* und insbesondere bei *Gymnasiast(inn)en* stellen sich viele Themen anders als bei Lehrlingen, insbesondere haben sich bei ihnen die mit einer Platzierung in der Berufswelt verbundenen allfälligen Probleme (Enttäuschungen und Demütigungen bei wiederholten Absagen auf Bewerbungen, erzwungene Distanzierung vom Wunschberuf) nach hinten verschoben oder sie können, je nach Karriere, auch ganz umgangen werden. Dieses vorläufige Umgehen möglicher Ernüchterungen dürfte auch mitspielen, wenn Fachmittelschüler(innen), die sich erst nach anfänglicher Lehrstellensuche für den schulischen Weg entschieden, besonders hohe Zufriedenheit über ihren bisherigen Weg äussern und insbesondere schätzen, dass ihnen noch „alle Optionen“ offenstünden, wie es eine Schülerin nennt. Bei Gymnasiastinnen sind unterschiedliche Orientierungsmuster erkennbar: Während die einen eine ausgeprägte Aufstiegsorientierung aufweisen, wirken andere noch wenig entschlossen in ihrer Zukunftsplanung. Auffallend ist, dass als mögliche Studienfächer meistens Fächer genannt werden, bei denen es sich um bereits im Gymnasium unterrichtete und deshalb schon bekannte Schulfächer handelt, was als Ausdruck einer noch wenig systematischen Suche oder auch als Folge von kaum vorhandenen akademischen Bezugspersonen und Identifikationsfiguren im nahen Umfeld gedeutet werden könnte. Mögliche Begrenzungen werden ausserdem dort sichtbar, wo die Ressourcen im familiären Umfeld knapp sind (Druck zur Erwerbstätigkeit neben der Schule, keine Mittel für Nachhilfeunterricht etc.).

Bewältigungsstrategien und Ressourcen im Platzierungsprozess

In den analysierten Biographien liessen sich vier unterschiedliche Muster von Bewältigungsstrategien eruieren, die Jugendliche im Umgang mit einer tatsächlichen oder antizipierten schwierigen bzw. nicht wunschgemässen Platzierung anwenden:

⁵⁰ Vgl. Kap. 2.4.

⁵¹ Diese Jugendlichen würden in den erwähnten Statistiken kaum als ‚Wunschreduzierer‘ miteingefasst, da die Statistiken erst zu Beginn des Prozesses der Lehrstellensuche zu messen anfangen und damit die bereits vorausgehenden, jahrelangen Anpassungsprozesse nicht abbilden können.

1. *Relevanzentzug*: Der beruflichen Sphäre wird insgesamt die Relevanz entzogen, berufliche Ziele werden keine (mehr) gesetzt, im Hinblick auf weitere berufliche Schritte verhält man sich tendenziell passiv/resigniert. Manchmal ist diese Strategie verbunden mit einer *Wunschverschiebung*: Man akzeptiert die Platzierung und hält gleichzeitig eine gewisse Hoffnung offen, dass sich ehemalige Wünsche in einem anderen Kontext – zeitlich und/oder räumlich gesehen – noch erfüllen lassen.
2. *Strategie der ‚kleinen Schritte‘*: Die eigenen Ziele werden laufend mit den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ausbalanciert; man passt sich dem aktuell Möglichen insofern an, als man sich jeweils (nur) nahe, realistische Ziele setzt und erst nach deren Erreichen allenfalls weitere Schritte in Angriff nimmt.⁵²
3. *An Zielen festhalten*: Man glaubt weiterhin daran, die einmal gesetzten Ziele ohne Kompromisse mit den zur Verfügung stehenden Mitteln erreichen zu können und setzt sich weiterhin mit Fleiss und Durchhaltewillen für den Erfolg ein. Das Muster ist bei Gymnasiast(inn)en, aber auch bei Jugendlichen in der Lehrstellensuche zu beobachten.
4. *Optionen offenhalten/ Platzierung hinausschieben*: Einer definitiven Platzierung im Berufs(ausbildungs)-System wird als Reaktion auf antizipierte Schwierigkeiten ausgewichen bzw. sie wird so lange wie möglich hinausgeschoben, z.B. indem der Weg einer schulischen Weiterbildung gewählt wird (kann auch bei Gymnasiast(inn)en der Fall sein)

Welche Strategie gewählt wird, hängt – vgl. oben – von vielerlei Faktoren ab, insbesondere von bisherigen Erfahrungen von Fremd- oder Eigenbestimmung, von aktuell zur Verfügung stehenden Ressourcen, von wahrgenommenen Chancen, von den sozialen Kontexten, in denen Bewältigungsmuster vermittelt und entwickelt werden. Eine einmal gewählte Strategie muss nicht den gesamten Übergang bzw. Platzierungsprozess prägen, sondern je nach biographischen Erfahrungen können die Jugendlichen ihre Strategien auch wechseln, was in den Fallanalysen wiederholt zu beobachten war. Ausserdem zeigte sich, dass Jugendliche manchmal Mühe haben, sich auf eine einzige Strategie festzulegen, und dann in bestimmten Phasen zwischen verschiedenen Strategien schwanken bzw. hin- und herwechseln.

Sozialen Ressourcen und insbesondere der *Familie* kommt eine zentrale Bedeutung für das Gelingen der Übergänge zu. Dies nicht nur, weil wie bereits erwähnt Vermittlungen oftmals im familiären Umfeld zu Stande kommen: Als noch entscheidender erweist sich die emotionale Unterstützung, die die Familie vor allem im Fall von Rückschlägen bei der Lehrstellensuche, in der Schule oder während der Lehre geben kann.⁵³ Die enge Verbundenheit mit der Familie führt in vielen Fällen auch dazu, dass sich die Kinder der Opfer, die ihre Eltern erbracht haben, um der Familie auch unter schwierigsten Bedingungen und mit geringen finanziellen Ressourcen ein möglichst gutes Leben zu bieten, sehr bewusst sind. Die Jugendlichen fühlen sich in die Situation ihrer Eltern ein und empfinden ihnen gegenüber Dankbarkeit, was auch Gefühle der Verpflichtung den Eltern und der gesamten Familie gegenüber weckt.

Insbesondere im Fall von *gravierenden Problemen und Krisen* berichten die Jugendlichen fast durchgehend, dass es schliesslich ihre *Eltern* waren, die sie von einem Lehr- oder Schulabbruch abhielten. Handelt es sich demgegenüber eher um *alltägliche Probleme und Fragen* im Zusammenhang mit der Ausbildung oder dem Lernstoff, so wenden sich die Jugendlichen nach ihrer Auskunft in der Regel an die dafür vorgesehenen *Fachpersonen* (insbesondere Lernbegleitung, Ausbilder/in).

Schliesslich zeigte sich in den Biographien wiederholt, wie es den Eltern gelang, ihre Söhne und Töchter mit Druck, Überzeugungskraft und emotionaler Unterstützung dazu zu bringen, sich aus pro-

⁵² Zu dieser Strategie des Ausbalancierens von Zielen und Möglichkeiten (die sich auch als Differenzierung der Merton'schen Anpassungsmuster aus biographietheoretischer Sicht bezeichnen liess) vgl. Kohli 1981 und Juhasz/Mey 2003:205f.

⁵³ Vgl. auch Mey/Rorato 2006.

blematischen Freundeskreisen zu lösen, was sich dann jeweils als wesentlicher Schritt für die weitere berufliche Eingliederung erwies.

Bedeutungen des Berufs als Ort von Selbstwirksamkeit und sozialer Integration

Viele Jugendliche schildern vergleichsweise ausführlich ihre beruflichen Tätigkeiten im Rahmen der Lehre und erwähnen dabei insbesondere auch Erfahrungen von *Selbstwirksamkeit* (z.B. schön, abends das Resultat der eigenen Arbeit zu sehen) und *Anerkennung* (z.B. durch den Vorgesetzten). Möglichkeiten der eigenverantwortlichen Gestaltung des Arbeitsprozesses – in denen sich die Jugendlichen als handelnde Subjekte besonders gut einbringen und erfahren können – werden im positiven Sinn herausgestrichen. Jugendliche mit einer wunschgemässen Platzierung zeigen erwartungsgemäss in der Regel eine besonders hohe fachliche Identifikation und Befriedigung im Berufsalltag. Dennoch kam es auch bei nicht wunschgemäss platzierten Jugendlichen vor, dass sie unter günstigen Bedingungen – gute und motivierende Betreuung, Räume für Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, gutes Verhältnis zu den Arbeitskolleginnen – eine gewisse *fachliche Identifikation* im Sinne eines aufkeimenden Berufsstolzes und eine gewisse *Zufriedenheit* mit ihrer beruflichen Situation entwickelten.

In den Erzählungen kommt allerdings auch zum Ausdruck, dass sich die Jugendlichen dem Prestige bzw. der *Stellung ihres Berufes im Statusgefüge* des Berufssystems sehr bewusst sind und dass sich diese Stellung, gewissermassen der soziale Ort ihres Berufes, ebenfalls darauf auswirkt, ob und inwieweit Jugendliche ihren Lehrberuf als Quelle von gesellschaftlicher Anerkennung deuten können.

Auffallend ist, dass die interviewten Jugendlichen fast durchwegs den *Arbeitsalltag im Betrieb* sehr viel positiver und befriedigender erleben als die *Berufsschule*. Im Zusammenhang mit der Berufsschule wird wiederholt von teils einschneidend erlebten Erfahrungen von Ohnmacht erzählt (z.B. angesichts von schwer verständlichem Lernstoff und/oder als schlecht und ungerecht wahrgenommenen Lehrkräften). Versuche, sich etwa durch Vorsprechen bei der Lehrperson oder beim Rektor zu wehren, scheiterten, und offenbar wissen die Jugendlichen nicht so recht, an wen sie sich bei dieser Art von Problemen sonst wenden und um wirksame Unterstützung bitten könnten.

Wie sieht es in Bezug auf den *Beruf bzw. die Lehrstelle als Ort sozialer Einbindung* aus? Im Rahmen von „Emmen 1“ zeigte sich die wichtige Bedeutung der Volksschule als Ort sozialer Integration bzw. als Ort von sozialen Kontakten auch zwischen unterschiedlichen Herkunftsnationen und zwischen Schweizer Jugendlichen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund thematisiert: Obwohl die Schule auch zu einem Feld vielseitiger Ab- und Ausgrenzungsprozesse wurde, war doch die Integrationskraft insbesondere des Klassenverbandes auffallend: Manche Jugendliche erzählten darüber, wie sie sich in der Klasse wohl fühlten und hier (nur hier) auch Kontakte zu Jugendlichen anderer und schweizerischer Herkunft hätten (vgl. Mey/Rorato 2006). In den zweiten Interviews wird deutlich, dass der *Beruf* als Ort sozialer Integration für die meisten Jugendlichen (*noch*) *nicht relevant* ist. Dies hat zum einen viel mit der Alterszusammensetzung im Betrieb zu tun: Manchmal fehlen schlicht Kolleginnen und Kollegen im gleichen Alter. Auch gehen wir davon aus, dass die geringe Bedeutung des Berufs als Ort sozialer Einbindung ein allgemeines jugendspezifisches Phänomen ist. Dies bedeutet dann aber auch, dass Kontakte nicht nur allgemein, sondern dass auch Kontakte zwischen Personen schweizerischer und anderer nationaler Herkunft (die manchmal nur hier vorkommen) für die Jugendlichen subjektiv wenig relevant bleiben. Hinzu kommt, dass im Kontext der Berufsschule Prozesse der Fremd- und Selbstaussgrenzung ungehinderter stattzufinden scheinen als noch in der Volksschule, finden sich in den Interviews doch verschiedentlich Hinweise auf soziale Ausgrenzungsprozesse unter Berufsschüler(inne)n.

Manche der interviewten Jugendlichen sagen explizit, dass sie den Bereich des Berufs strikt von ihrem Privatleben trennen (*Sphärentrennung*). In einzelnen Fällen wurden an der Arbeitsstelle jedoch subjektiv relevante Beziehungen, auch zu Schweizerinnen und Schweizern, geknüpft, deren Bedeu-

tung auch in den Privatbereich der Jugendlichen hinüberreicht. Dabei ist auffallend, dass dies nur dort der Fall ist, wo die Jugendlichen insgesamt sehr zufrieden sind mit ihrer beruflichen Platzierung.

5.4. Soziale Einbindungen als ergänzende oder alternative Sinnwelten

In der Familie, in der Verwandtschaft, in der Community⁵⁴ und unter Gleichaltrigen finden oder erschaffen sich die Jugendlichen auch ausserhalb der beruflichen Sphäre Räume, in denen sie sich als selbstwirksam erleben, Anerkennung erhalten, sich als Subjekte einbringen und entfalten können. In Fällen, in denen die berufliche Situation insgesamt als befriedigend erlebt wird, handelt es sich eher um ergänzende, zusätzliche Sinn-, Wirksamkeits- und Anerkennungsräume. Wird die berufliche Situation jedoch als eher oder sehr unbefriedigend erlebt, kommt diesen Räumen eine zunehmend kompensatorische Funktion zu.

Familie, Verwandtschaft, Community

Wie bereits in den ersten Interviews äussern die Jugendlichen auch in den zweiten Gesprächen fast durchwegs die grosse Bedeutung, die die Familie für sie spielt – als Ort von fragloser Zugehörigkeit, von Verbundenheit, von gegenseitiger Unterstützung (und damit auch erfahrener Selbstwirksamkeit). Insbesondere in den zweiten Interviews, bei denen die Jugendlichen etwas älter sind, erscheint die Familie auch als Ort der Aushandlung von Autonomie und Anerkennung: Die Jugendlichen bringen sich in ihren neuen Rollen (als inzwischen Volljährige, als Lehrlinge, als Partner(innen) in Liebesbeziehungen) in die Familie ein, vertreten ihre eigenen Meinungen, treten in manchmal konfliktive Aushandlungsprozesse ein. Dabei zeigt sich und wird von den Jugendlichen auch explizit erwähnt, dass das familiäre ‚Machtgefüge‘ durch die neuen Rollen der Jugendlichen in Bewegung kommt und ihnen insbesondere der Status als Lehrlinge oder Student(inn)en, als Personen mit einer eigenständigen Position im Berufs- bzw. Bildungssystem, vermehrte Anerkennung und Autonomie in der Familie verschafft. Eine sehr enge Verbundenheit in der Familie mag mit migrationspezifischen Aspekten zusammenhängen – etwa dort, wo auch explizit Stolz und Bewunderung gegenüber den Eltern für deren Opfer im Zusammenhang mit der Migration geäussert wird. Gleichzeitig ist nicht ausser Acht zu lassen, dass auch Schweizer Jugendliche in dieser Phase des Übergangs die grosse oder gar zentrale Bedeutung der Familie herausstreichen.⁵⁵ Allerdings gibt es auch im Rahmen von Familie und Verwandtschaft Mechanismen, welche für die Jugendlichen einschränkend wirken: Zu nennen sind hier insbesondere geschlechtsspezifisch geprägte Vorstellungen über Freizeitverhalten oder Partnerwahl, welche die Frauen stärker in Konflikte mit ihren Eltern drängen als die Männer. In unserem Sample kam beides vor: Sowohl ein (noch) passives Reaktionsmuster der jungen Frau auf die Autonomie einschränkende Kontrolle (mit der Folge einer verstärkten Wahrnehmung von Fremdbestimmung, was in zwei Fällen den biographischen Verlauf insgesamt stark prägt/e), aber auch ein einsetzender ‚Autonomieschub‘ in Folge von bzw. im Anschluss an (schmerzhaft erlebte) Konflikte mit den Eltern.

Die Bedeutung der *Verwandtschaft* als Raum von Selbstwirksamkeit und Anerkennung hat für einige Jugendliche im Verlauf des Übergangs eher abgenommen (wofür fast immer Zeitgründe genannt werden), für andere Jugendliche hat sie sich jedoch zusätzlich verstärkt – etwa dort, wo ein Jugendlicher

⁵⁴ Verstanden als jene herkunftsspezifische, oft verwandtschaftlich geprägte Gemeinschaft, der sich Jugendliche zugehörig fühlen; eine so verstandene Community kann auch transnational sein und Personen aus dem Herkunfts- wie aus dem Aufnahmeland umfassen.

⁵⁵ Dies zeigte sich deutlich im Rahmen der insgesamt 15 Erst- und Zweitinterviews, die im Sinne einer Art Kontrollgruppe mit Schweizer Jugendlichen in Emmen durchgeführt, jedoch (noch) nicht systematisch in die Analyse einbezogen wurden. Die hohe Bedeutung der Familie für alle Jugendlichen wird auch in den Shell-Studien regelmässig bestätigt.

innerhalb seiner verwandtschaftlichen Community in der Schweiz eine mit viel Verantwortung verbundene Rolle übernimmt, als er sich um den drogenabhängigen Cousin kümmert.⁵⁶

Einige Jugendliche pflegen mittlerweile auch selbständig ihre Beziehungen zu den Verwandten im *Herkunftsland*, indem sie sich z.B. mit dem Lehrlingslohn einen Flug zu den Verwandten leisten: Es handelt sich um neue, transnationale Räume von Wirksamkeit, Anerkennung und Autonomie, die sich diese Jugendlichen im Kontext ihrer Familie im Herkunftsland eröffnen und die für sie eine wichtige Bedeutung haben. Manchmal geht daraus auch die Entwicklung beruflicher Perspektiven im Herkunftsland hervor, so sprechen einige Jugendliche über ihre Pläne, später allenfalls einmal ein eigenes Geschäft im Herkunftsland eröffnen zu wollen.⁵⁷

Bei einigen Jugendlichen zeigt sich, wie die vertiefte Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft im Lauf des Übergangs ins Erwachsenenalter zu einem sehr wichtigen Thema geworden ist. Ausdruck davon ist unter anderem, dass gleich mehrere Jugendliche ihre Abschlussarbeiten in Lehre oder Gymnasium zu herkunftsbezogenen Themen schreiben. Wir interpretieren diese Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte primär im Kontext eines ‚normalen‘ Prozesses in der Adoleszenz. Dabei ist auffallend, dass diese Form der vertieften Auseinandersetzung durchwegs bei Jugendlichen auftaucht, für die der schulischen oder beruflichen Karriere hohe Priorität zukommt: Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und Herkunft erscheint damit zum Zeitpunkt der Interviews nicht als alternative, sondern als ergänzende Sinnwelt im Verhältnis zur beruflichen Sphäre. Sie kann überdies mit einem hohen, konkreten Engagement für Menschen im Herkunftsland verbunden sein. Zu erwähnen wäre hier zum Beispiel jener Jugendliche, der als Optiker-Lehrling in seiner Freizeit über mehrere Monate unzählige alte Brillen gesammelt, wiederhergestellt und anschliessend im Rahmen einer mit den dortigen Gemeindeverantwortlichen abgesprochenen Aktion in seinem Herkunftsort verteilt hat.

Gemeinsame Handlungs- und Anerkennungsräume unter Gleichaltrigen

Gleichaltrigenbeziehungen stellen für viele Jugendliche elementare Räume von geteiltem Sinn dar, in denen sie sich als selbstwirksam und anerkannt erleben. In den Gleichaltrigenkontexten werden Schwierigkeiten besprochen, Enttäuschungen bearbeitet, Deutungen ausgehandelt und neue Handlungs- und Orientierungsmuster entwickelt. Auffallend ist unter anderem die hohe Präsenz des Themas ‚helfen‘: Man hilft sich gegenseitig, wann immer Probleme auftauchen, man ist füreinander da, man hat Vertrauen zueinander: Die Etablierung eines verlässlichen sozialen Kontextes jenseits der Familie ist in diesen Fällen gelungen und wird als bedeutsam erachtet. Es ist aber nicht einfach gegenseitige Unterstützung, die zählt, sondern man hat einfach auch „Spass“ miteinander, etwa im Ausgang, beim Sport, beim Musik machen. Einige Gleichaltrigenetze definieren sich denn auch in erster Linie über die gemeinsame Tätigkeit, den gemeinsamen Inhalt, der sie verbindet. Es kommt in unserem Sample wiederholt vor, dass Jugendliche sehr intensiv Musik machen. Das Musik machen wird zu einer eigenen Sinnwelt jenseits von Arbeit, manchmal verbindet sich damit auch die Hoffnung oder ein bereits relativ konkreter Plan, die aktuelle (und nicht wunschgemässe) berufliche Tätigkeit später zugunsten der Musik aufgeben zu können.

Wie bereits weiter oben angesprochen zeigt sich, dass – wie sich dies bereits in „Emmen 1“ abgezeichnet hatte – die während der obligatorischen Schulzeit geschlossenen Freundschaften und gepflegten Kontakte nach Schulende auseinandergebrochen sind (Mey/Rorato 2006). Als typisches Mu-

⁵⁶ Es ist dies ein Beispiel, das sowohl auf Selbstwirksamkeit erlebende und in diesem Sinne stärkende, daneben jedoch über die starke zeitliche Belastung auch auf ressourcenzehrende und in diesem Sinn einschränkende Aspekte von Einbindungen verweist; vgl. dazu auch der Begriff des ‚negativen sozialen Kapitals‘ bei Portes (1998).

⁵⁷ Manchmal, aber nicht immer erscheinen diese Perspektiven eher als Ausdruck einer (eher illusorischen) Wunschverschiebung angesichts einer noch gar nicht oder einer nicht zufriedenstellend realisierten beruflichen Platzierung; in anderen Fällen erscheinen sie auch vor dem Hintergrund einer hier erfolgreichen Platzierung im Sinne einer späteren Fort- oder Umsetzung der beruflichen Laufbahn im Herkunftsland.

ster ist zu beobachten, dass nur jene Kontakte halten, die nebst der Schule auch noch in einem anderen Kontext (Nachbarschaft, Verwandtschaft) verankert waren. Damit geht einher, dass insbesondere multinationale Freundschaften zu Ende gehen, während Freundschaften innerhalb der eigenen Herkunftsgruppe, die oft auch verwandtschaftlich geprägt sind, bestehen bleiben. Nach der Schule werden diese Freundschaften zum Ausgangspunkt neuer – und ebenfalls herkunftsspezifischer – Vernetzungen, wenn man gemeinsam die Freizeit verbringt und ausgeht. Die teils ausgeprägte Segmentierung des Ausgehangebotes aufgrund diskriminierender Zutrittsregelungen entlang nation-ethnischer Grenzziehungen verschärft die Entmischung von Freundschaften, die Jugendlichen nutzen ihre je eigenen Ausgehlokale.⁵⁸

Wir beobachten zwei Konstellationen, in denen schulische Freundeskreise noch nicht auseinandergebrochen sind: einmal – naheliegenderweise – die Situation von Gymnasiast(inne)n, die sich nach wie vor im gleichen schulischen Kontext aufhalten, dann aber auch Konstellationen von gemischt-ethnischen Gleichaltrigengruppen, die sich in Bezug auf ihre berufliche Positionierung in den unteren Regionen (keine oder gering qualifizierte Lehrstelle) befinden. Diese Gleichaltrigengruppen, so unsere Vermutung, bildeten bereits vor bzw. im Hinblick auf die Platzierung einen relevanten sozialen Kontext bei der Verarbeitung von schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt und behalten dann, wenn sich die schlechten Chancen in der tatsächlichen Platzierung bestätigen, weiterhin ihre Bedeutung.

Die soziale Einbindung in Gleichaltrigenkontexte und die Prozesse der beruflichen Positionierung sind ohnehin in vielerlei Hinsicht miteinander verbunden. Ein Aspekt, auf den ebenfalls schon in „Emmen 1“ hingewiesen wurde, sind die manchmal sehr schwierigen und langwierigen Loslösungen aus Freundeskreisen, die einen anderen (abweichenden) Weg jenseits von Schule und Beruf gehen und deshalb als soziale Bezugspersonen bei einem angestrebten Übertritt in eine nachobligatorische Ausbildung nicht mehr in Frage kommen. Feststellbar ist überdies, dass Jugendliche, die einen ausgeprägten schulischen bzw. beruflichen Aufstieg planen oder vollziehen, kaum je in weitere Kollegenkreise eingebunden sind, sondern lieber Einzelkontakte pflegen. Hier – in Fällen eines angestrebten oder vollzogenen schulischen/beruflichen Aufstiegs und damit einhergehenden Einzelkontakten – sind auch die in unserem Sample seltenen Beziehungen der befragten Jugendlichen zu Schweizer Jugendlichen zu beobachten. Hingegen liess sich eine frühere Vermutung, nach der ein ausgeprägter schulischer Aufstieg *immer* mit einer Ablösung aus herkunftsspezifischen Gleichaltrigenkontexten einhergeht, nicht bestätigen: So findet sich in unserem Sample ein junger Mann kosovalbanischer Herkunft, der vor Kurzem sein Studium an der ETH aufgenommen hat, im Rahmen seines Studiums nun zwar langsam beginnt, neue Kontakte zu knüpfen, gleichzeitig aber nach wie vor in sein langjähriges, herkunftsspezifisches Freundschaftsnetz eingebunden ist. Die Freunde leben alle in der Nachbarschaft, womit man in der Tatsache einer herkunftsspezifisch geprägten Nachbarschaft auch eine mögliche Bedingung sehen kann, unter der sich sozialer Aufstieg und Herkunftsbezug nicht ausschliessen müssen.⁵⁹

Dass für die Jugendlichen auch *transnationale Beziehungen* von Bedeutung sind, wurde bereits angesprochen. Meistens, aber nicht immer, sind dies verwandtschaftlich geprägte Beziehungen. Es gibt aber auch Jugendliche, die jenseits der Familie sehr enge Beziehungen zu gleichaltrigen Personen im

⁵⁸ Der verweigerte Zutritt zu Diskotheken und Clubs wird von vielen Jugendlichen in hohem Masse verurteilt und verletzend empfunden, wie dies im Rahmen verschiedener Falldarstellungen weiter vorne aufgezeigt worden ist. Diese Form der Diskriminierung trifft insbesondere junge Männer mit einem ex-jugoslawischen Hintergrund, manchmal aber auch Jugendliche anderer (z.B. portugiesischer) Herkunft und führt über gemeinsam ausgehandelte und realisierte Ausweichstrategien dazu, dass auch junge Frauen, die allenfalls Zutritt zu den „Schweizer, Clubs erhalten hätten, auf andere, von Personen ihrer eigenen Herkunft geführte, Lokale ausweichen.

⁵⁹ Die Beobachtung gewinnt ihre Bedeutung nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass sich wie schon in früheren Studien (Juhász/Mey 2006) auch im Sample dieser Studie Beispiele von Jugendlichen finden, die sich im Lauf eines sozialen Aufstiegs und verbunden mit einer starken Abgrenzung gegenüber Personen der eigenen Herkunft (und noch nicht gelingenden Kontakten zu Schweizer(inne)n) in die Gefahr sozialer Isolation hinein manövrierten.

Herkunftsland oder auch in anderen Ländern pflegen und hier für sie bedeutsame Räume von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Autonomie finden bzw. erschaffen.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Jugendlichen in den Interviews sehr deutlich zum Ausdruck bringen, welche hohe Bedeutung die sozialen Einbindungen als Räume von Zugehörigkeit, Selbstwirksamkeit und Anerkennung für sie und ihre Zufriedenheit haben: Entweder als Ergänzung zu einer befriedigenden beruflichen Situation, oder dann als Ergänzung bzw. teilweise Kompensation eines subjektiv nicht befriedigt erlebten Berufes. Die jeweilige Bedeutung von beruflicher und privater Sphäre (im Sinne sozialer Einbindungen) ist auch Schwankungen und Wandel unterworfen. Je nachdem, wo die befriedigenderen Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung gemacht werden, werden andere Schwerpunkte gesetzt, was unter Umständen der gesamten Biographie eine neue Richtung geben kann.

Wichtig scheint uns zu betonen, dass man der *Qualität* und Funktion der sozialen Einbindungen und der dort gefundenen alternativen Sinnwelten nicht gerecht wird, wenn man diese im Sinne eines ‚Rückzugs‘ auf Familie, Verwandtschaft und Herkunftskontext deuten würde. Eine solche Interpretation greift zu kurz und lässt unter anderem ausser Acht, dass auch Personen ohne Migrationshintergrund und Personen in befriedigenden beruflichen Positionen Sinnwelten im Rahmen von sozialen und familiären Einbindungen pflegen. Vor allem aber handelt es sich hier nicht einfach um passive Anpassungsmuster, wie dies der Begriff ‚Rückzug‘ nahelegen könnte, sondern häufig um sehr aktiv und engagiert wahrgenommene Lebensmöglichkeiten.

Allerdings ist festzuhalten, dass die beschriebenen Prozesse zu Mustern der sozialen Vernetzung führen, die in vielen Fällen insofern auffallend stark segmentiert sind, dass kaum je subjektiv relevante Beziehungen zwischen schweizerischen Personen bzw. Jugendlichen und solchen anderer nationaler Herkunft zu Stande kommen. Auch wenn hinter diesen Mustern wie geschildert komplexe Mechanismen liegen, die nicht immer oder in erster Linie als bewusst vollzogene, wechselseitige Prozesse von Fremd- und Selbstausschluss zu fassen sind: Die Segmentierung bildet doch einen realen Hintergrund, vor dem sich oben beschriebene Wahrnehmungen einer gesellschaftlichen ‚Spaltung‘ zwischen ‚Schweizern‘ und ‚Ausländern‘ verstärken und sich, vermittelt über bestimmte Anpassungsmuster, in individuelle Biographien einschreiben können.

5.5. Möglichkeiten zu Teilhabe und Anerkennung in der politischen Sphäre

Abschliessend soll kurz noch thematisiert werden, ob bzw. wie Jugendliche im Bereich der politischen Sphäre im Kontext ‚Schweiz‘ Teilhabe- und Anerkennungsmöglichkeiten wahrnehmen. Wir behandeln diese Frage anhand zweier unterschiedlicher Themen: anhand den Strategien der Jugendlichen im Umgang mit dem Jugendparlament in Emmen und anhand des Zugangs zur Schweizer Staatsbürgerschaft.

Mit der Institution des *Jugendparlaments* wird den Jugendlichen in der Gemeinde Emmen schon früh ein Angebot gemacht, politische Teilhabe zumindest in einer vorläufigen Form wahrzunehmen und einzuüben. Die Art und Weise, wie die Jugendlichen auf dieses Angebot reagieren, lässt in vielen Fällen ein feines Zusammenwirken von Fremd- und Selbstausschluss erkennen und kann als einer von verschiedenen Hinweisen darauf gelesen werden, wie sich die Jugendlichen zum Zeitpunkt der Oberstufe in der Gesellschaft verorten und welche Möglichkeiten, aber auch welche Lust zur Beteiligung sie von diesem Ort aus sehen. Zunächst ist festzustellen, dass manche der Jugendlichen aussagen, sie hätten noch nie etwas von einem Jugendparlament gehört – was Ausdruck von tatsächlich ungenügender oder ungenauer Information oder von fehlendem Interesse an Informationen dieser Art oder, wohl am häufigsten, von einer Kombination von beidem sein dürfte. Andere Jugendliche geben an, davon gehört zu haben, sich jedoch nicht dafür zu interessieren. Dabei lassen sich zwei hauptsächli-

che Motive ausmachen: Zum einen werden Gründe genannt, die mit Schüchternheit bzw. fehlendem Mut in Zusammenhang zu bringen sind (man kenne dort niemanden, man könne sich nicht so gut ausdrücken). Zum anderen aber auch die Überzeugung, dass das Mittun sowieso nichts bringen würde und man sich deshalb lieber auf anderes konzentriere: Aussagen, die zum einen nicht zuletzt auf die wahrgenommene, wenig wirksame Stellung von Jugendlichen in einer von Erwachsenen dominierten Welt verweisen und zum anderen auf allgemeine Mechanismen der Individualisierung, die nahelegen, sich auf ‚eigene‘ Ziele zu fokussieren. In den Fallbeispielen wurde gezeigt, dass eine solche Haltung auch im Kontext der Lehrstellensuche und des dabei wahrgenommenen Engpasses erklärbar ist: Die Jugendlichen ziehen sich auch aus Sportvereinen und aus Kollegenkreisen zurück, um die Chancen für eine Lehrstelle zu verbessern, um, wie es ein junger Mann ausdrückt, nicht auf der Baustelle zu „landen“. Schliesslich gibt es auch jene Jugendlichen, die das Angebot aktiv und mit Freude annehmen: Sie haben im Rahmen der ersten Interviews sehr ausführlich über ihr Engagement und die bisher erreichten Ziele im Rahmen des Jugendparlaments erzählt. Die beiden engagiertesten Jugendlichen gehören denn auch zu jenen (vergleichsweise wenigen), die eine Einbürgerung bei der Gemeinde beantragt haben. Beiden wurde allerdings der Antrag zur Einbürgerung später abgelehnt, was in beiden Fällen starke Gefühle von Bitterkeit und Ohnmacht auslöste. Dieser Geschichte kommt insofern verallgemeinerbare Bedeutung zu, als sie auch Fragen dazu aufwirft, in welchem Kontext es sinnvoll und zu verantworten ist, Jugendlichen im Rahmen einer engagierten Jugendarbeit Vor-Formen oder Alternativ-Formen von Partizipation zu bieten, ohne dass dieser später reale Anschlussmöglichkeiten folgen würden.

Die Thematik der *Staatsbürgerschaft* ist in den Erzählungen der Jugendlichen fast immer verbunden mit der Nennung der langen Wartezeiten, manchmal zusätzlich auch der hohen Kosten, die für eine Einbürgerung nötig wären und die kaum je als angemessen wahrgenommen werden. Beim ersten Interviewzeitpunkt gab dennoch eine Mehrheit der Jugendlichen an, sich später einbürgern lassen zu wollen oder bereits den Antrag gestellt zu haben. Beim zweiten Interviewzeitpunkt sind insgesamt zwei Jugendliche eingebürgert: Einigen wurde der Antrag inzwischen abgelehnt, andere haben ihn von selber zurückgezogen oder gar nie gestellt. Einige der erkennbaren Gründe für oder gegen eine Einbürgerung sind im Rahmen der Falldarstellungen genannt und im jeweiligen biographischen Kontext verortet worden. Einbürgerungsanträge werden nicht gestellt oder zurückgezogen entweder aus Stolz (der seinerseits als Bewältigungsmuster im Kontext erfahrener oder antizipierter Ablehnung interpretierbar ist) oder dann weil man nicht daran glaubt, dass die Staatsbürgerschaft etwas bringen bzw. ändern könnte: Der aus Sicht der Jugendlichen am ehesten noch mit einem Pass verbundene ‚direkte Nutzen‘ wie vereinfachtes Reisen oder verbesserte Chancen bei der Lehrstellensuche ist nicht (mehr) gefragt – und die alltäglichen stigmatisierenden Erfahrungen als ‚Ausländer/in‘, aber auch die Identifikation mit der eigenen Herkunftsgruppe werden ohnehin von vielen als unabhängig von der konkreten Staatsbürgerschaft wahrgenommen. Analog dazu stehen auch hinter einer versuchten Einbürgerung unterschiedliche Gründe: Einer tendenziell ‚instrumentellen Haltung‘ (Pass als Erleichterung bzw. Absicherung bei der Pendelmigration) steht die Erwartung gegenüber, dass man – als das, was man ist und sich versteht und angesichts des ‚integrierten‘ Lebens, das man hier führt – als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt wird.

6. Schluss

Übergänge als Bestandteile von Biographien sind zu fassen als Resultat des Zusammenwirkens von individuellem Handeln und gesellschaftlich gesetzten Möglichkeiten: Jugendliche, mit unterschiedlich vielen Ressourcen ausgestattet, suchen im Übergang ins Erwachsenenalter nach Sinn, nach Erfahrungen der Selbstwirksamkeit, nach gesellschaftlicher Anerkennung und Autonomie – und die Gesellschaft bietet ihnen auf dieser Suche ganz bestimmte Räume und Positionen an.

Aus dieser Grundkonstellation entwickeln sich, vermittelt über die Wahrnehmung der eigenen Lebenschancen und abhängig von zur Verfügung stehenden Ressourcen, die individuellen Handlungsmuster, Strategien und schliesslich Lebenssituationen, die anhand der analysierten Biographien beschrieben wurden.

Fast alle der von uns interviewten Jugendlichen haben, über verschiedene Wege, schliesslich Zugang zu einer Lehrstelle oder einer anderen nachobligatorischen Ausbildung gefunden, einige von ihnen sind mit ihrer beruflichen Situation (und/oder den daran anschliessbaren Perspektiven) sogar hoch zufrieden. Die Jugendlichen haben viel Zeit und Energie in ihre berufliche Platzierung investiert, sind aus Vereinen ausgetreten und haben sich aus Kollegenkreisen zurückgezogen, um sich noch besser auf die Berufssuche konzentrieren zu können; sie erhielten Unterstützung von ihren Eltern und Geschwistern, von Verwandten, von gleichaltrigen Bezugspersonen, von Lehrkräften, von staatlichen Brückenangeboten. Mal gelang der Einstieg direkt, mal erst über mehrere Umwege.

Nebst dem Beruf sind die Jugendlichen vielfach sozial vernetzt, und falls sie in ihrem Beruf nicht jene Handlungsspielräume und Anerkennung finden, die sie sich erhofften, so suchen, finden und schaffen sie sich diese im Rahmen ihrer sozialen Einbindungen, in ihren Familien, in ihren Communities und insbesondere unter Gleichaltrigen. Hier fühlen sie sich zugehörig und anerkannt und finden sie Möglichkeiten, sich als selbstwirksame, handlungsfähige Subjekte wahrnehmen und einbringen zu können. So gelingt es den meisten, dank Anpassungsfähigkeit und Kreativität, mit ihrer Lebenssituation zufrieden zu sein oder sich zumindest einigermaßen zu arrangieren – zum Beispiel so weitgehend, dass sie bereit sind, während ihrer Freizeit bereits zum zweiten Mal im Rahmen einer Studie ein mehrstündiges Interview zu geben und über sich und ihr Leben zu erzählen.

Gelungene Übergänge also? Es gibt auch die andere Seite: Die berufliche Platzierung gelingt in vielen Fällen nur um den Preis einer Reduktion der ehemaligen Berufswünsche. Und oftmals finden sich die Jugendlichen nach schwierigen Positionierungsprozessen in jenen sozialen Positionen in einem tendenziell ethnisch segregierten Arbeitsmarkt wieder, die sie eigentlich hatten überwinden wollen: In Positionen, die trotz dem positiven Faktum einer erreichten Ausbildung den marginalisierten Status ihrer Familien doch bis zu einem gewissen Grad bestätigen und damit schliesslich reproduzieren; die Jugendlichen sind sich der niedrigen Stellung ihres Berufes im gesellschaftlichen Statusgefüge sehr wohl bewusst. Hinzu kommt, dies zeigte sich als durchgehendes Muster, dass der berufliche Bereich dort, wo er subjektiv als wenig befriedigend erlebt wird, auch nicht zum Ausgangspunkt von neuen sozialen Einbindungen und Vernetzungen wird: Eine ähnlich starke soziale Integrationskraft, wie sie der Volksschule noch eigen war, vermag die institutionelle Einbindung über die Lehr- oder erste Arbeitsstelle mindestens bis zum jetzigen Zeitpunkt der Berufslaufbahn also noch nicht zu entfalten.

Dies bedeutet auch, dass soziale Kontakte zu Schweizerinnen und Schweizern dort, wo sie im Rahmen des Berufes überhaupt vorkommen (in gewissen Berufen ist dies nicht der Fall), subjektiv nicht von hoher Bedeutung sind. Und ausserhalb des beruflichen Bereiches bestehen sowieso oftmals keine Kontakte zu Personen schweizerischer Herkunft – als Folge ebenfalls komplexer Mechanismen, die

beschrieben worden sind und die nicht nur, aber auch mit gesellschaftlicher Stigmatisierung und Diskriminierung und zum Teil verweigertem Zugang (z.B. zu bestimmten Diskotheken und Clubs) zu tun haben. Die Erzählungen der Jugendlichen lassen jedenfalls auf ein teilweise stark segmentiertes Ausgehangebot und -verhalten schliessen.

Ungleiche Chancen zu gesellschaftlicher Teilhabe und Anerkennung kommen schliesslich auch dort zum Ausdruck, wo die Jugendlichen keinen Zugang zur schweizerischen Staatsbürgerschaft erhalten – oder diesen auch gar nicht suchen, sei dies, weil ihr Selbstverständnis als ‚stolze Ausländerin‘ oder ‚stolzer Ausländer‘ (seinerseits oftmals eine Reaktion auf Ablehnung) dies nicht zulässt, weil die Chancen für eine Anerkennung von Anfang an als zu gering erachtet werden oder weil man die Staatsbürgerschaft schlicht ‚nicht braucht‘. Aus welchen Gründen auch immer: Der Verzicht oder die Vorenthaltung der vollen Anerkennung als gleichberechtigtes politisches Subjekt im Kontext ‚Schweiz‘ bedeutet, dass sich marginalisierte Positionen nicht nur über den beruflichen, sondern auch über den politischen Bereich reproduzieren. Die sozialen Einbindungen der Jugendlichen in ihren Familien und (manchmal auch transnationalen) Communities, die sie als wichtige ergänzende oder alternative Sinn- und Anerkennungsräume erleben, stiften Zufriedenheit, tragen so gesehen aber gerade dadurch auch zu einer Stabilisierung der bestehenden Ungleichheitsverhältnisse bei.

Mehr oder weniger zufriedene junge Frauen und Männer da, tendenzielle Reproduktion marginalisierter Positionen dort: Welchen Massstab wenden wir an, um darüber urteilen zu können, inwieweit Übergänge von der Schule ins Erwachsenenalter gelingen? Vieles funktioniert gut, und doch regen die Befunde der vorliegenden Studie auch dazu an, sich Gedanken darüber zu machen, welche Formen von Integration und Partizipation wir allen Jugendlichen im Übergang ins Erwachsenenalter, jenen schweizerischer und jenen ausländischer Herkunft, eigentlich anbieten und nahelegen.

7. Literatur

Amos, Jacques, Edi Böni, Mario Donati, Sandra Hupka, Thomas Meyer, Barbara E. Stalder (2003). Wege in die nachobligatorische Ausbildung. Die ersten zwei Jahre nach Austritt aus der obligatorischen Schule. Zwischenergebnisse des Jugendlängsschnitts TREE. Neuchâtel: BFS.

Apitzsch, Ursula (1999). Migration und Traditionsbildung. Opladen / Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Apitzsch, Ursula (2003). Zur Dialektik der Familienbeziehungen und zu Gender-Differenzen innerhalb der Zweiten Generation. In: Psychosozial 26, H III, Nr. 93, 67 – 80.

Bohnsack, Ralf und Arnd-Michael Nohl (1998). Adoleszenz und Migration. Empirische Zugänge einer praxeologisch fundierten Wissenssoziologie. In: Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki (Hg.), Biographieforschung und Kulturanalyse - Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich, 260-282.

Bohnsack, Ralf (1997). Cliques, Banden und Vereine: Die Suche nach Milieuzugehörigkeit (zusammen mit Bodo Wild). In: Imbke Behnken, Theodor Schulze (Hg.), Tatort: Biographie. Opladen: Leske + Budrich, 161-180.

Bourdieu, Pierre (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, 183-198.

Bundesamt für Migration (2006). Probleme der Integration von Ausländerinnen und Ausländern in der Schweiz. Bestandaufnahme der Fakten, Ursachen, Risikogruppen, Massnahmen und des integrationspolitischen Handlungsbedarfs. Bern.

Bundesamt für Migration (2007). Bericht Integrationsmassnahmen. Bericht über den Handlungsbedarf und die Massnahmenvorschläge der zuständigen Bundesstellen im Bereich der Integration von Ausländerinnen und Ausländern per 30. Juni 2007. Bern.

Crul, Maurice and Jeroen Doomernik (2003). The Turkish and the Moroccan Second Generation in the Netherlands: Divergent Trends between and Polarization within the two Groups. In: International Migration Review 37/4, 1039-1064.

Dahinden, Janine (2005). Prishtina – Schlieren. Albanische Migrationsnetzwerke im transnationalen Raum. Zürich: Seismo.

Erikson, Erik Homburger (2007). Identität und Lebenszyklus: drei Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fibbi, Rosita, Bülent Kaya, Etienne Piguet (2003). Le passeport ou le diplôme? Etudes des discriminations à l'embauche des jeunes issus de la migration. Rapport der recherche 31 du Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population. Neuchâtel: SFM.

Fraser, Nancy (2002). Soziale Gerechtigkeit in der Wissensgesellschaft: Umverteilung, Anerkennung und Teilhabe. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) Gut zu Wissen – Links zur Wissensgesellschaft. Westfälisches Dampfboot.

Geisen, Thomas (2007). Kultur und Identität – Zum Problem der Thematisierung von Gleichheit und Differenz in modernen Gesellschaften. In: Allolio-Näcke, Lars, Britta Kalscheuer (2007).

Geisen, Thomas und Christine Riegel (Hg.) (2007). Jugend, Zugehörigkeit und Migration: Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Goffman, Erving (1962). On 'cooling the mark out': Some aspects of adaption and failure. In: Rose, A.L. (Hg.), Human Behaviour and Social Processes. Boston.

- Haug, Sonja (2003). Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 4, Jg. 55, 716-736.
- Hupka, Sandra, Stefan Sacchi, Barbara E. Stalder (2006). Herkunft oder Leistung? Analyse des Eintritts in eine zertifizierende nachobligatorische Ausbildung anhand der Daten des Jugendlängsschnitts TREE. Bern.
- Hupka, Sandra, Barbara E. Stalder (2004). Achtung Gender. Ausbildungsverhalten von Mädchen und jungen Frauen: Trends und Tipps. Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hg.).
- Juhasz, Anne (2009). Processes of intergenerational transmission of citizenship and belonging among immigrant families in Switzerland. In: Rosenthal, Gabriele and Artur Bogner (Hg.), Ethnicity, Belonging and Biography. Ethnographical and Biographical Perspectives. Münster: LIT Verlag, S. 325-346.
- Juhasz, Anne und Eva Mey (2003a). Die zweite Generation: Etablierte oder Aussenseiter? Biographien von Jugendlichen ausländischer Herkunft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Juhasz, Anne und Eva Mey (2003b). „Desintegration“ oder „gelungene Integration“ der Zweiten Generation? Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 29, (1), 2003, 115-139.
- Juhasz, Anne und Eva Mey (2006). Adoleszenz zwischen sozialem Aufstieg und sozialem Ausschluss. In: King, Vera und Hans-Christoph Koller (Hrsg.), Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessler-Harris, Alice (2003). Out to work: a history of wage-earning women in the United States. New York: Oxford University Press.
- Keupp, Heiner und Renate Höfer (Hg.) (1997). Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- King, Vera (2004). Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, Vera und Hans-Christoph Koller (Hg.) (2006). Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krappman, Lothar (1997). Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Keupp, Heiner und Renate Höfer (Hg.), Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 66-92.
- Kronig, Winfried, Urs Haeberlin, Michael Eckhart (2000). Immigrantenkinder und schulische Selektion. Pädagogische Visionen, theoretische Erklärungen und empirische Untersuchungen zur Wirkung integrierender und separierender Schulformen in den Grundschuljahren. Bern: Haupt.
- Krüger, Helga (Hg.) (1992). Frauen und Bildung. Wege der Aneignung und Verwertung von Qualifikationen in weiblichen Erwerbsbiographien. Bielefeld: Katrin Böllert.
- Marshall, Thomas H. (Hg.) (1982). Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Mecheril, Paul (1999). Wer spricht und über wen? Überlegungen zu einem (re-)konstruktiven Umgang mit dem Anderen des Anderen in den Sozialwissenschaften. In W. Bukow & M. Ottersbach (Hrsg.). Die Fundamentalismusdebatte (S: 231-266). Opladen: Leske + Budrich
- Mecheril, Paul (2003). Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

- Mecheril, Paul (2006). Das un-mögliche Subjekt. Ein Blick durch die erkenntnispolitische Brille der *Cultural Studies*. In: Hohl, J. und Heiner Keupp (Hg.), *Subjektdiskurs im gesellschaftlichen Wandel*. Bielefeld: transcript.
- Mecheril, Paul und Britta Hoffarth (2006). Zugehörigkeitsordnungen. In: Vera King, Hans-Christoph Koller (Hrsg.), *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 221-240.
- Mecheril, Paul und Astrid Messerschmidt (2007). Subjektorientierung als Kritik. Ansatzpunkte non-affirmativer Migrationsforschung. In: *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 16,2, 264-285.
- Mecheril, Paul und Melanie Plösser (2001). Semantiken räumlicher Positionierung. Selbstverständnisse Migrationsgezeichneter. In: Wolf-Dietrich Bukow, Claudia Nikodem, Erika Schulze, Erol Yildiz, *Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag*. Opladen: Leske + Budrich, 127-144.
- Mecheril, Paul, Siavash Miandashti und Hubert Kötter (1998). "Anerkennung als Subjekt" - eine konzeptuelle Orientierung für die psychosoziale Arbeit mit Migrantinnen und Migranten. In: *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 4, 559-575 [auch erschienen in: *Die Brücke. Forum für Antirassistische Politik und Kultur*. 1998, 99, 1, 43-50].
- Mey, Eva, Miriam Rorato und Peter Voll (2005). Die soziale Stellung der zweiten Generation. Analysen zur schulischen und beruflichen Integration der zweiten Ausländergeneration. In: *Eidgenössische Volkszählung 2000*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik, 61-152.
- Mey, Eva und Miriam Rorato (2006). *Soziale Vernetzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Eine qualitativ-empirische Studie in der Gemeinde Emmen. Schlussbericht zuhanden der Eidgenössischen Ausländerkommission*. Luzern.
- Meyer, Thomas (2003). Realschüler auf dem Lehrstellenmarkt stark benachteiligt. In: *Panorama* 3, 28-29.
- Meyer, Thomas (2004). *Wie weiter nach der Schule? Zwischenergebnisse des Jugendlängsschnitts TREE*. Bern, Aarau: SNF.
- Newman, Katherine S. and Rebekah Peoples Massengill (2006). The Texture of Hardship: Qualitative Sociology of Poverty, 1995-2005. In: *Annual Review of Sociology* 32: 423-446.
- Nohl, Arnd-Michael (2001). *Migration und Differenzenerfahrung. Junge Einheimische und Migranten im rekonstruktiven Milieuvvergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Portes, Alejandro (1998). Social Capital: Its Origins and Applications in Modern Sociology. In: *Annu. Rev. Sociol.*, 24, 1-24.
- Riegel, Christine (2004). *Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biografische Untersuchung*. Frankfurt a. M., London: IKO-Verlag.
- Rommelspacher, Birgit (1997). Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: Keupp, Heiner und Renate Höfer (Hg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 251-269.
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischen Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele, Michaela Köttig, Nicole Witte, Anne Blezinger (2006). *Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen*. Opladen: Barbara Budrich.

- Scherr, Albert (1995). Soziale Identitäten Jugendlicher. Politische und berufsbiographische Orientierungen von Auszubildenden und Studenten. Opladen: Leske + Budrich.
- Schittenhelm, Karin (2005). Soziale Lagen im Übergang. Junge Migrantinnen und Einheimische zwischen Schule und Berufsausbildung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schütze, Fritz (1981). Prozessstrukturen des Lebensablaufes. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Erlangen.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2006). Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. 15. Shell Jugendstudie. Hamburg: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Simon, Patrick (2003). France and the Unknown Second Generation. Preliminary Results on Social Mobility. In: International Migration Review 37/4, 1091-1119.
- Stauber, Barbara, Axel Pohl, Andreas Walther (Hg.) (2007). Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa.
- Stauber, Barbara und Andreas Walther (2007). Subjektorientierte Übergangsforschung: methodologische Perspektiven. In: Stauber, Barbara, Axel Pohl, Andreas Walther (Hg.) (2007). Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa, 41-63.
- Stolz, Jörg (2000). Soziologie der Fremdenfeindlichkeit. Theoretische und empirische Analysen. Frankfurt am Main: Campus.
- Thränhardt, Dietrich, Uwe Hunger (Hg.) (2000). Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel. Münster: LIT.
- Wimmer, Andreas (2002). Multikulturalität oder Ethnisierung? Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenvierteln. In: Zeitschrift für Soziologie, 31, Heft 1, 4-26.
- Worbs, Susanne (2003). The Second Generation in Germany. Between Scholl and Labour Market. In: International Migration Review. 37 /4, 1010-1038.
- Zhou, Min (1997). Segmented Assimilation: Issues, Controversies, and Recent Research on the New Second Generation. In: International Migration Review, 4, 975-1008.

8. Anhang

Zusammenstellung des Samples mit Ausbildungswegen

Eine detaillierte Erklärung der folgenden Darstellung befindet sich in der Legende weiter unten.

Djellza, w, 18 Jahre, H: Mazedonien (bzw. albanische Mazedonierin), muslimisch, seit Geburt in der Schweiz, 6. Klasse Langzeitgymnasium, Vorbereitung auf Maturaprüfung (12.08)



Ardita, w, 18 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1992 in der Schweiz, 1. Lehrjahr als Fachangestellte Gesundheit (11.08)



Elira, w, 21 Jahre, H: Kroatien (albanische Kroatin), orthodox, seit 1995 in der Schweiz, abgeschlossene Lehre als Kauffrau, Festanstellung im Lehrbetrieb (10.08)



Blerim, m, 20 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1992 in der Schweiz, 3. Lehrjahr als Bodenleger (12.08)



Illir, m, 21 Jahre, H: Kosovo, katholisch, seit 1995 in der Schweiz, 3. Lehrjahr als Maurer (02.09)



Gezim, m, 18 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1994 in der Schweiz, 10. Schuljahr kombiniert mit Praktikum (03.09)



Ardi, m, 22 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1991 in der Schweiz, Formenbauer in Schokoladefabrik (10.08)



Rinor, m, 20 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1991 in der Schweiz, 1. Semester Maschinenbau, ETH (11.08)



Fatum, m, 20 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1992 in der Schweiz, 3. Lehrjahr Detailhandelsfachmann (12.08)



Endrit, m, 19 Jahre, H: Kosovo, muslimisch, seit 1993 in der Schweiz, eingebürgert, 3. Lehrjahr als Logistiker (02.09)



Mileva, w, 19 Jahre, H: Montenegro (bzw. serbische Montenegrinerin), muslimisch, seit 1990 in der Schweiz, 2. Lehrjahr als Detailhandelsfachfrau (12.08)



Mirjana, w, 18 Jahre, H: Serbien, orthodox, seit 1997 in der Schweiz, 1. Lehrjahr als Coiffeuse (04.09)



Vesna, w, 21 Jahre, H: Bosnien (bzw. serbische Bosnierin), orthodox, seit 1996 in der Schweiz, abgeschlossene Lehre als Detailhandelsfachfrau, ab 2009 Büro-tätigkeit im Lehrbetrieb (10.08)



Ivona, w, 21 Jahre, H: Serbien, orthodox, seit 2002 in der Schweiz, Gymnasium abgeschlossen, möchte Sprachen studieren (08.08)



Stanica, w, 19 Jahre, H: Bosnien (bzw. serbische Bosnierin), orthodox, seit Geburt in der Schweiz, eingebürgert, 6. Klasse Langzeit-Gymnasium, Vorbereitung auf Matura-Prüfung (28.1.09)



Janko, m, 19 Jahre, H: Bosnien (bzw. serbische Bosnierin), orthodox, seit 1992 in der Schweiz, 2. Lehrjahr als Anlage-Apparatebauer (10.09)



Andrej, m, 20 Jahre, H: Kroatien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, ausgebildeter Konstrukteur, Festanstellung (10.08)



Nevenka, w, 20 Jahre, H: Kroatien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, Büro-fachdiplom, Sachbearbeiterin, berufsbegleitend Handelsdiplom (09.09)



Milan, m, 20 Jahre, H: Serbien, orthodox, seit Geburt in der Schweiz, abgeschlossene Lehre als Polymechniker, Festanstellung (10.09)



Filipa, w, 17 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, 2. Schuljahr Wirtschaftsmittelschule (04.09)



Tereza, w, 20 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, ausgebildete Kauffrau, Festanstellung im Lehrbetrieb (08.09)



Raquel, w, 18 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, 1. Lehrjahr als Fachfrau Betreuung (11.08)



Paolo, m, 20 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
3. Lehrjahr als Gipser (03.09)



Joaquim, m, 20 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit 1999 in der Schweiz, arbeits-
los, sucht eine Lehrstelle, Praktikum als Metallbauer in Aussicht (09.09)



Miguel, m, 19 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
2. Lehrjahr als Logistiker (12.08)



Carlos, m, 18 Jahre, H: Portugal, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
2. Jahr Anlehre als Schreiner (02.09)



Giulia, w, 17 Jahre, H: Italien, Zeugen Jehovas, seit Geburt in der Schweiz, ein-
gebürgert, 2. Lehrjahr als Medizinische Praxisassistentin (08.08)



Frederica, w, 17 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
2. Lehrjahr als Kauffrau (08.08)



Roberta, w, 19 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
6. Klasse Kantonsschule (08.08)



Laura, w, 18 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
1. Lehrjahr als Kauffrau, (03.09)



Piero, m, 20 Jahre, H: Italien, seit 1989 in der Schweiz, katholisch, abgeschlos-
sene Lehre als Kaufmann, Festanstellung im Lehrbetrieb (10.08)



Davide, m, 18 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz, kombi-
niertes Brückenangebot mit Halbjahrespraktikum (01.09)



Alessio, m, 17 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
1. Lehrjahr als Kaufmann (03.09)



Giancarlo, m, 19 Jahre, H: Italien, katholisch, seit Geburt in der Schweiz,
2. Lehrjahr als Informatiker (04.09)



Legende

Kindergarten		entspricht 1 Jahr	↔
Primarschule			
Oberstufe_Werk		markiert Schul- bzw. Klassenwechsel	
Oberstufe_Real			
Oberstufe_Sek		w	weiblich
Zwischenlösungen ⁶⁰		m	männlich
Erwerbstätigkeit		H	Herkunft
keine Zwischenlösung			
Universität/Hochschule			
Gymnasium, weiterführende Schulen			
Berufslehre			
Arbeitslos			

⁶⁰ Schulisches Brückenangebot (kantonal), kombiniertes Brückenangebot mit Betriebspraktikum (kantonal), andere Brückenangebote: Integrations-Brückenangebot, Motivationssemester Integration in die Berufswelt (IBW)_ALV via RAV, Motivationssemester Ich - Sport/Markt - Arbeit (ISA/IMA)_ALV via RAV (kantonal), private Zwischenlösungen (Sprachaufenthalt, Au-pair, Privatpraktikum).